

2026

ZH1 MAGAZIN



ZEITSCHRIFT DES ZENTRUMS
FÜR MEHRSPRACHIGKEIT
UND INTEGRATION KÖLN

Sprachen und Sprechen zwischen Macht und Ohnmacht

KONZEPTE • NACHRICHTEN
PROJEKTE • VERANSTALTUNGEN

Impressum

Das ZMI-Magazin ist die Zeitschrift des
Zentrums für Mehrsprachigkeit und Integration Köln:

Herausgeber:

ZMI
Zentrum für Mehrsprachigkeit und Integration
c/o
Stadt Köln, Amt für Integration und Vielfalt
Kommunales Integrationszentrum
Kleine Sandkaul 5
50667 Köln
www.zmi-koeln.de
Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung
liegt bei den Autor*innen der jeweiligen Beiträge.

Auflage 700, Köln, 2026

Redaktion:

Neslihan Arikan
Abdullah Bakkar
Rosella Benati

Lektorat

Rahel Thiveßen
Diplom-Erziehungswissenschaftler*in mit Zusatzfach
Interkulturelle Kommunikation und Bildung
Freiberuflich als Lektor*in und Schreibcoach*in mit
Schwerpunkt diversitätssensible Sprache
E-Mail: lektorat.schreibberatung@gmail.com

Editorial-Design, Satz & Layout:

Peter Liffers, agentur für unternehmenskommunikation
www.liffers-webdesign.de

Bildnachweise: S. 7 Bundesregierung/Kugler, S. 8 C. Boeck,
S. 13 B. Jenak, S. 15 H. Uslucan, S. 16 Y. El-Wafi Photography,
S. 19-21 o. Moldaver, S. 21 P. Cluss/J. Grasshoff, S. 22 u. 23
Mosaik-Netzwerk, S. 25 deepower e. V., S. 26-27
E. Zoske-Dernóczy, S. 27 J. Rittmeyer, S. 30-32 Fadi, S. 32
S. Abdo, S. 33 WDR, S. 35-37 C. Wengmann, S. 38-39 T.
Miceli, S. 40 GGS Lusterheiderstr., Köln, S. 41 P. Liffers, S.
42-43 T. Trambow, Titelseite & Rückseite P. Liffers/Monta-
gen, alle anderen Archiv des ZMI.

Deutschland
Land der Ideen



Ausgewählter Ort 2011



Leitwort

- 4 von Bettina Baum, Martin Kayser und Prof. Dr. Nicole Marx

Interviews

- 6 Interview mit Natalie Pawlik – Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus sowie für Migration, Flüchtlinge und Integration
Das Gespräch führten Neslihan Arikan und Rosella Benati, Geschäftsführung des ZMI
- 8 Interview mit Christina Boeck – Leitung des Ausländeramtes Köln
Das Gespräch führten Neslihan Arikan und Rosella Benati, Geschäftsführung des ZMI

Aus Wissenschaft und Forschung

- 11 Die Sprachkäfige öffnen – Gedanken zur Bedeutung von „freier Rede“,
von Kübra Gümüşay (2020)
- 14 Rassistische Diskurse: Die Dauerpickser in die Seele
von Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan
- 16 Sprache macht Rassismus
von Karima Benbrahim

Praxis und Projekte – Aktuelles aus dem ZMI

- 17 Neubesetzung in der ZMI-Steuerungsgruppe
- 18 UNTERWEGS – dokumentarisches Theater mit Jugendlichen mit Fluchterfahrung
von Svetlana Fourer, Stella Shcherbatova und Olga Moldaver
- 22 MOSAIK-Netzwerk: Vielfalt sichtbar machen – Vielfalt gemeinsam gestalten
von Neslihan Arikan und Corinna Radermacher
- 24 Sprache schafft Realität – Wir sollten alle Expert*innen im Thema Diskriminierung werden
von Bianca Wambach und Divin Mbokote

Stadt und Land – Ideen und Projekte aus der Region

- 26 30 Jahre *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*
von Yvonne Rogoll
- 28 Prävention von Diskriminierung und Rassismus im Unterricht
von Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan
- 30 „Ich bin deine Stimme, bis deine eigene laut genug ist“
von Elizaveta Khan
- 33 Deutschland mit COSMO besser verstehen – in neun verschiedenen Sprachen
von Tommaso Pedicini

Veröffentlichungen**Veranstaltungen**

- 35 Sprachfest 2025: Postmigration und Mehrsprachigkeit im Fokus
- 38 Samen von Lampedusa – Ein Projekt für Menschlichkeit und Hoffnung
- 39 Workshop für DaZ-Lehrende zu Heterogenität in der Erwachsenenbildung
- 40 Mehrsprachiger Vorleseparadigmen 2025
- 40 Bericht zum Fortbildungstag Deutsch 2025
- 41 Die NSU-Monologe – Drei Aufführungen, die Köln bewegt haben

Standpunkt interkulturell

- 42 Seven Boys – ein Bild sagt mehr als tausend Worte
von Sati Arikpınar

Sprachen und Sprechen zwischen Macht und Ohnmacht

von Bettina Baum, Martin Kayser und Prof. Dr. Nicole Marx

Das ZMI – Zentrum für Mehrsprachigkeit und Integration versteht sich als Austauschforum – als ein Ort der Zusammenkunft, um über Sprachen und Integration zu sprechen. Der Schwerpunkt des Jahresheftes 2026 liegt auf dem Blick auf diesen Austausch in unserer Gesellschaft. Welche Begriffe verwenden wir, wenn wir über Sprachen, Kulturen und die Herkunft unserer Mitbürger*innen sprechen? Was meinen wir mit diesen Begriffen – und wie werden sie von anderen interpretiert?

Ein seit Jahren intensiv debattiertes Konstrukt ist zum Beispiel die Bezeichnung von Menschen, die selbst oder deren Vorfahren nicht aus dem heutigen Territorium „Deutschlands“ stammen. Sie gelten als Menschen *mit*: *mit* „Migrationshintergrund“ (Statistisches Bundesamt), *mit* „Zuwanderungsgeschichte“ (Ministerium für Schule und Bildung, NRW) oder *mit* „internationaler Geschichte“ (El-Mafaalani 2018). Oder sie werden als Menschen *ohne* beschrieben: *ohne* deutsche Erstsprache, *ohne* deutsche Staatsbürgerschaft, vielleicht sogar *ohne* Staatsangehörigkeit.

Diese sprachlichen Konstruktionen verweisen nicht nur auf Möglichkeiten der Differenzierung, sondern legen auch ungleiche Machtverhältnisse offen. Denn die gesellschaftlich mächtigste Subgruppe ist auch die Gruppe, die als solche das Recht hat, Gruppengrenzen zu bestimmen und sprachlich zu markieren. Das geschieht selbst dann, wenn die so benannten Gruppen zahlenmäßig groß oder sogar in der Mehrheit sind, etwa bei mehrsprachigen Menschen in Deutschland. Gesellschaftliche Ungleichheiten werden so an der sprachlichen Oberfläche sichtbar und in rechtlichen, politischen und bildungsbezogenen Diskursen verfestigt.

Das Jahresheft 2026 befasst sich daher mit den Diskursen, die uns prägen, und mit den Begriffen, die Machtstrukturen offenlegen und zugleich mitgestalten. Damit sind wir alle dazu aufgefordert, die Begriffe, die wir in unseren eigenen Diskursen und Institutionen verwenden, kritisch zu reflektieren – und damit auch die ihnen zugrunde liegenden Machtverhältnisse.

Verschiedene Perspektiven – eine Einsicht: Worte schaffen Wirklichkeit

Drei spannende und lehrreiche Beiträge in unserer Rubrik AUS WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG gehen der Verbindung von Sprache und der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Machtasymmetrien auf den Grund. In ihrem Essay *Die Sprachkäfige öffnen – Gedanken zur Bedeutung von „freier Rede“* zeigt Kübra Gümüşay mit historischen Bezügen, wie Sprache unser Denken und unsere Wahrnehmung der Welt beeinflusst und wie dies zu Kategorisierungen und Differenzen zwischen „Benannten“ und „Unbenannten“ führt. Eindrucksvoll stellt sie dies anhand der Metapher eines Museums dar, in dem „Benannte“ in Sprachkäfigen eingeschränkt sind. Sie betont: „Es geht darum, die Last, die Gewalt, die Perspektiven, die bestimmten Worten innewohnen, zu begreifen, sich der Macht der Sprache bewusst zu werden und offene Türen in die Käfige einzubauen.“ In *Rassistische Diskurse: Die Dauerpiekser in die Seele* nimmt Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan ebenfalls Bezug auf den Zusammenhang von Sprache, Weltverständnis und daraus resultierenden Handlungen und geht spezifisch auch auf die gesundheitlichen Konsequenzen ein. Eine Bagatellisierung von Diskriminierung („Das war doch nicht so gemeint.“) und diskriminierender Sprache identifiziert er „selbst als Form der sprachlichen Gewalt und als Mittel zu ihrer Durchsetzung“ und leitet den Schluss ab, Hinweise und Kritik unserer eigenen möglicherweise (unbeabsichtigt) rassistischen Sprechweise ernst- und anzunehmen.

In *Sprache macht Rassismus* betrachtet Karima Benbrahim neben der Geschichte rassistischer Sprache auch den Diskurs über die (Nicht-)Verwendung solcher Begriffe. Dabei thematisiert sie die Diskussionen und Widerstände, die auftreten können, wenn Menschen ihre eigene Sprache öffentlich reflektieren und plädiert

dafür – insbesondere in Bildungssettings – „Raum für die Artikulation widersprüchlicher Erfahrungen zu öffnen und zwischen Schuld- und Verantwortungsübernahme zu unterscheiden.“ Auch Staatsministerin Natalie Pawlik, Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus sowie für Migration, Flüchtlinge und Integration, ordnet im INTERVIEW mit dem ZMI die Bedeutung von Sprache als Machtinstrument ein und betont: „Worte schaffen Wirklichkeit“

Räume schaffen für einen reflektierten Umgang mit der eigenen Sprache. Räume schaffen, Unsagbares auszudrücken

Wie ein reflektierter Umgang mit diskriminierender Sprache in der Praxis gelingen kann, stellen Bianca Wambach und Divin Mbokote in ihrem Beitrag *Sprache schafft Realität – Wir sollten alle Expert*innen im Thema Diskriminierung* werden in unserer Rubrik PRAXIS UND PROJEKTE dar: Der gemeinnützige Verein deepower e. V., schafft „Räume, in denen Jugendliche und Erwachsene Worte für das finden, was sonst ungehört bleibt“. Das Wissen und die Reflexion über die Ursprünge rassistischer Begriffe seien grundlegend, um „Ohnmachtserfahrungen in Handlungsmacht zu verwandeln.“

Yvonne Rogoll beschreibt in der Rubrik STADT UND LAND die Arbeit des Netzwerks *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*, das zum Ziel hat „Kindern und Jugendlichen [zu] helfen, Selbstbewusstsein zu entwickeln und selbstständig für ihre Rechte, Interessen und Bedürfnisse einzutreten.“ Am Beispiel der Courage AG des Carl-Reuther-Berufskollegs in Hennef wird eindrucksvoll und praxisnah die Wirkung des Netzwerks deutlich.

In *UNTERWEGS – dokumentarisches Theater mit Jugendlichen mit Fluchterfahrung* berichten Svetlana Fourer, Stella Shcherbatova und Olga Moldaver vom gleichnamigen Dokumentartheater-Projekt, das gezielt Mehrsprachigkeit „als ästhetische und politische Strategie“ einsetzt. Einen umfangreichen Einblick in Arbeitsprozess, künstlerische

rische und traumasensible pädagogische Zugänge bietet auch das in VERÖFFENTLICHUNGEN angekündigte Eindrücke-Heft 2026 des ZMI.

Möglichkeiten der *Prävention von Diskriminierung und Rassismus im Unterrichtskontext* stellt Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan in seinem Beitrag in der Rubrik STADT UND LAND vor. Sprache und Lehrwerke auf eine diskriminierende Sprachverwendung hin kritisch zu prüfen, sei dabei ein erster Schritt. „Individuelle und kollektive Stärkung der Schüler*innen“ durch konkrete Methoden oder Ansätze wie „Gewaltfreie Kommunikation“ können darauf aufbauen. Doch sei es wichtig „jenseits der Fokussierung auf Schule – auch an das kritische Selbstverständnis einer demokratisch-menschenrechtlichen Gesellschaft“ zu appellieren.

Köln setzt sich ein – damit alle Stimmen laut und alle Menschen gesehen werden

Das ZMI hat sich zur Aufgabe gemacht, den Themen Mehrsprachigkeit und Integration in Köln eine Stimme zu geben und beides aktiv in der Praxis zu fördern: Durch unzählige Projekte, Veröffentlichungen und regelmäßige Veranstaltungen. Eine solche große Aufgabe braucht immer auch Menschen, die sich dafür einsetzen und mit ihrem Wissen und ihren Werten dahinterstehen. In der Rubrik PRAXIS UND PROJEKTE stellen wir die Mitglieder der 2025 neu besetzten Steuerungsgruppe des ZMI vor: Prof. Dr. Nicole Marx, Martin Kayser und Bettina Baum vereinen „zentrale Perspektiven aus Verwaltung, Wissenschaft sowie Bildung und begleite[n] die inhaltliche und strategische Ausrichtung der Arbeit des ZMI.“ Mit dem Ziel, „Vielfalt in Sprache, Herkunft, Religion, Kultur“ im Arbeitsalltag der Stadtverwaltung zusammenzubringen, damit „alle Mitarbeitenden der Stadtverwaltung dieselben Chancen haben, ihre beruflichen Ziele zu verfolgen und ihre Perspektiven einzubringen“, wurde 2024 das MOSAIK-Netzwerk gegründet. Im Beitrag in der Rubrik PRAXIS UND PROJEKTE stellen Neslihan Arikan und Corinna Radermacher das inzwischen rund 300 Mitglieder umfassende Netzwerk vor.

Christina Boeck, Leitung des Ausländeramtes Köln, schaut im INTERVIEW mit dem ZMI ebenfalls auf die Verbindung von Sprache und (Ohn-)Macht im behördlichen Kontext. Sie ordnet dabei die Rolle von Mehrsprachigkeit für das Amt ein und stellt die Möglichkeiten und Chancen der Digitalisierung in diesem Kontext dar. Die größte Herausforderung läge jedoch darin, dass „Erwartungen und die Leistungsfähigkeit der Behörde deutlich auseinander [fallen]“. Dann sei es wichtig, Menschen „in eine funktionierende Beratungslandschaft zu verweisen“.

Ein Projekt, das hier zum Einsatz kommen kann, sind die Integrationslots*innen. Sie begleiten seit 2009 ehrenamtlich „Menschen, die neu in der Stadt sind, zu Behörden, Schulen, medizinischen Terminen oder Wohnungsgesprächen.“ Dabei geht es aber nicht nur um Übersetzungen, sondern die Integrationslots*innen „bieten Begleitung bei Diskriminierung, weisen auf Beratungsangebote hin und öffnen Zugänge zu Strukturen“. Der Beitrag „Ich bin deine Stimme, bis deine eigene laut genug ist“ von Elizaveta Khan in STADT UND LAND verbindet einen Einblick in die praktische Arbeit der Integrationslots*innen mit wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Thema „Empowerment durch Mehrsprachigkeit“.



Bettina Baum
Amt für Integration
und Vielfalt der Stadt
Köln



Martin Kayser
Bezirksregierung Köln



Prof. Dr. Nicole Marx
Mercator-Institut
Universität zu Köln

Auch bei Cosmo – dem Internationalen Programm des WDR – ist es das Ziel, Menschen in ihrer Mehrsprachigkeit anzusprechen, um sie zu „informieren und zugleich ein Heimatgefühl [zu] vermitteln“. Tommaso Pedicini, seit 2022 Koordinator der Sprachen-Redaktion in Köln, beschreibt in seinem Beitrag ebenfalls in STADT UND LAND das mehrsprachige Cosmo-Programm und ist überzeugt, „dass genau diese mehrsprachigen Angebote genau die richtige Antwort sind auf die vielen offenen Herausforderungen eines ‘Einwanderungslandes’ wie Deutschland“.

Manchmal braucht es auch mehr als Worte, um das Unsagbare auszudrücken. Manchmal geht es um Ausdruck selbst, um „Sichtbarkeit“. In unserer abschließenden Rubrik STANDPUNKT INTERKULTURELL berichtet Sati Arikpınar berührend und reflektiert vom Fotoprojekt Seven Boys – ein Bild sagt mehr als tausend Worte, das in einer Wohngruppe für männliche Jugendliche und junge Erwachsene mit Fluchterfahrung entstand. Das Spannungsfeld zwischen dem Wunsch, sichtbar zu sein und in der eigenen Lebensrealität anerkannt zu werden, und der Angst einiger Jugendlicher, „dass man sie als Geflüchtete identifiziert, sie beleidigt oder angreift“, wird dabei intensiv spürbar: „Die Jugendlichen [...] hören, was über sie gesagt wird. Sie spüren die Blicke, die Unsicherheiten in den Gesichtern, besonders dann, wenn sie ohnehin schon um ihren Aufenthaltsstatus kämpfen müssen.“ Gleichzeitig hinterlässt der Beitrag ein Gefühl der Hoffnung, „[d]ass ihre Gesichter, die so viel gesehen, gehofft, getragen und überlebt haben, nicht verborgen bleiben müssen, sondern gesehen werden dürfen. Einfach als das, was sie sind: schön, lebendig, da.“

Sprache ist machtvoll. „Sprachen und Sprechen zwischen Ohnmacht und Macht“ ist kein abstraktes Thema, keine rein wissenschaftliche Perspektive, sondern Sprache prägt ganz konkret unsere Lebensrealität – und wir alle haben die Möglichkeit, diese im Sinne einer diskriminierungssensiblen solidarischen Gesellschaft mitzugestalten.

Bei allen Menschen, die zu diesem Magazin beigetragen haben, bedanken wir uns ganz herzlich und wünschen Ihnen eine informative, bereichernde und spannende Lektüre. ▲

Interview mit Natalie Pawlik

Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus sowie für Migration, Flüchtlinge und Integration

Das Gespräch führten Neslihan Arikan und Rosella Benati, Geschäftsführung des ZMI

Staatsministerin Natalie Pawlik ist Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration und zugleich Beauftragte der Bundesregierung für Antirassismus. Im Interview mit dem ZMI äußert sie sich über Sprache als Machtinstrument, Mehrsprachigkeit und Verantwortung im öffentlichen Raum und betont:

„Worte schaffen Wirklichkeit“

ZMI: Frau Pawlik, wenn wir über Antirassismus sprechen, sprechen wir auch fast immer über Sprache. Wo beginnt für Sie persönliche und politische Verantwortung im Umgang mit Worten – und wann wird Sprache aus Ihrer Sicht zur Grenze des Zumutbaren?

Natalie Pawlik: Verantwortung beginnt dort, wo Sprache die Würde jedes Menschen achtet und nicht instrumentalisiert. Für uns Politikerinnen und Politiker im Bundestag oder in der Bundesregierung gilt das noch einmal ganz besonders. Unsere Worte prägen Debatten und Diskurse, sie können Vertrauen schaffen oder zerstören und demokratische Spielregeln in Frage stellen. Die Grenze des Zumutbaren ist dann überschritten, wenn Sprache Menschen abwertet, rassistisch beleidigt oder Sprache gezielt eingesetzt wird, um auszugrenzen. Der Versuch, Diskurse und das Sagbare durch Sprache zu verschieben, muss das erste Alarmzeichen sein. Denn aus Worten können Taten werden.

ZMI: Wenn führende Politiker*innen mit polarisierender Sprache arbeiten, welche Auswirkungen hat das auf das gesellschaftliche Klima und auf das Selbstverständnis einer Stadtgesellschaft – etwa für das sogenannte „Stadtbild“, für Debatten oder das öffentliche Miteinander?

Natalie Pawlik: Unsere Aufgabe als Verantwortungsträger ist es, die Realität und Normalität von gesellschaftlicher Vielfalt zu ordnen, Brücken zu bauen, Zugehörigkeit zu stärken und Probleme vor Ort zu lösen. Das muss der Anspruch sein und dann geht es nicht um gelesene Herkunft von Menschen, sondern um marode Schulen, Kriminalität im Bahnhofsviertel oder faire Zugänge zum Arbeitsmarkt. Politik muss das Leben der Leute leichter machen, gleichberechtigte Teilhabe schaffen, den Zusammenhalt stärken. Mit schnellen Schlagzeilen gelingt das nicht, mit Sprache, die ausschließt, erst recht nicht, sondern mit akribischer Arbeit an der Sache und einer inklusiven Spra-

che, die alle 83 Millionen Menschen im Land mitnimmt.

ZMI: Wo sehen Sie aktuell die größten Defizite im Umgang mit Mehrsprachigkeit im öffentlichen Raum – und welche konkreten Schritte sind nötig, um hier nachhaltige Veränderungen zu erreichen?

Natalie Pawlik: Mehrsprachigkeit wird zu oft als Makel, nicht als Chance und Bereicherung, gesehen. Vor allem dann, wenn Kinder zu Hause eine andere Familiensprache als Deutsch sprechen. Ebenso ist eine Hierarchisierung von Mehrsprachigkeit nicht von der Hand zu weisen: Warum soll es besser sein, zu Hause Spanisch oder Schwedisch zu sprechen als Türkisch oder eine afrikanische Sprache? Wir brauchen in diesem Bereich mehr diversitätssensible Fortbildungen für Lehrkräfte und obligatorische Module zu Mehrsprachigkeit während des Studiums oder der Ausbildung. Weil es mir grundsätzlich um mehr Wertschätzung von Mehrsprachigkeit in einer global vernetzten Welt und in unserer vielfältigen Gesellschaft geht, fördere ich bundesweit den Mehrsprachen-Wettbewerb *Mehr Sprachen – mehr WIR*. Da machen über 200 Schulen mit, Schülerinnen und Schüler zeigen ihr rhetorisches Talent mit einem Redebeitrag zum Thema ihrer Wahl – einmal auf Deutsch, einmal in einer von 42 anderen Sprachen. Die Beiträge der Jugendlichen sind wirklich beeindruckend, sie sind stolz auf ihre Mehrsprachigkeit. Im Dezember haben wir beim Bundesfinale die Besten ausgezeichnet.

ZMI: Aus Ihrer Erfahrung: Was braucht es heute, damit Stimmen, die lange überhört wurden, reale Wirkung im politischen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozess entfalten können?

Natalie Pawlik: Zunächst einmal muss die Sichtbarkeit deutlicher sein, etwa auch von Menschen mit familiärer Einwanderungsgeschichte. Das sind 21 Millionen Menschen in unserem

Land, aber in vielen Bereichen, im öffentlichen Dienst, in den Parlamenten, in den Führungsetagen der Unternehmen, sind sie noch unterrepräsentiert. Da müssen wir nachlegen, besser werden, aber da geht es auch voran. So hat die letzte Bundesregierung zum Beispiel für die Bundesverwaltung eine Diversitätsstrategie beschlossen, damit in allen Ministerien die Personalgewinnung und -entwicklung darauf achtet, die Vielfalt unserer Gesellschaft widerzuspiegeln. Es zeigen aber auch viele Betriebe – vom Handwerksbetrieb bis zum DAX-Konzern – mit der „Charta der Vielfalt“ weiter Flagge für Diversity, Respekt und Gleichberechtigung, während in den USA oder anderswo fast alle Diversity-Programme eingestampft werden. Zudem fördere ich beispielsweise Gründerinnen mit Einwanderungsgeschichte, weil auch sie unsere Wirtschaft voranbringen. Also: Reale Wirkung entfalten wir immer dann, wenn wir Zugänge öffnen und gleichberechtigte Wege ebnen. Das treibt mich an, wenn ich jetzt für die Bundesregierung den Nationalen Aktionsplan gegen Rassismus neu auflege, Bildung als einen Schwerpunkt auf meiner Agenda habe oder mit Migrantenorganisationen als Partner auf Augenhöhe zusammenarbeite.

ZMI: Als ZMI arbeiten wir an der Schnittstelle von Mehrsprachigkeit, Bildung und Antirassismus. Welche Bedeutung messen Sie solchen Einrichtungen für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Rassismus und sprachlicher Teilhabe bei?

Natalie Pawlik: Das ZMI setzt dort an, wo gesellschaftliche Ungleichheiten entstehen: bei Sprache, Bildung und Anerkennung. An der Schnittstelle von Mehrsprachigkeit, Bildung und Antirassismus schaffen Institutionen wie das ZMI Räume, in denen Vielfalt nicht als Defizit, sondern als Ressource verstanden



wird. Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag zur sprachlichen Teilhabe und Stärkung von Menschen, deren Stimmen in öffentlichen Debatten sonst zu oft überhört oder abgetan werden. Gleichzeitig fördern sie eine sachliche und informierte Auseinandersetzung mit Rassismus und seinen strukturellen Ursachen.

ZMI: Vielen Dank!

Kontakt

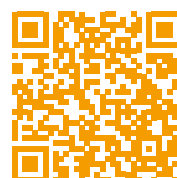
Natalie Pawlik
natalie.pawlik@bundestag.de

Mehrsprachige und interkulturelle Highlights auf unserer Homepage:

21-Türchen-Kalender zum Internationalen Tag der Muttersprache ab dem 1. Februar 2026



und das



Quiz zur frühkindlichen Mehrsprachigkeit

auf <https://www.zmi-koeln.de>

Interview mit Christina Boeck

Leitung des Ausländeramtes Köln

Das Gespräch führten Neslihan Arikan und Rosella Benati, Geschäftsführung des ZMI



Christina Boeck leitet seit Dezember 2022 das Ausländeramt Köln. Seit nunmehr fast 20 Jahren ist Frau Boeck im Amt tätig und war zuletzt bereits stellvertretende Leiterin des Ausländeramtes und Leiterin der Abteilung Grundsatz. Das Ausländeramt ist die zentrale Behörde in Hinblick auf Themen der Migration und Integration in Köln – und trifft entsprechend der gesetzlichen Grundlagen Entscheidungen, die sich konkret auf Bleiberecht, Identität und Zukunft von Menschen auswirken können. Mehrsprachigkeit hat in diesen Kontexten eine enorme Bedeutung. Im Gespräch ordnet Christina Boeck nicht nur die Rolle von Mehrsprachigkeit für das Amt ein, sondern stellt sich auch kritischen Nachfragen zu Sprachbarrieren und Machtasymmetrien und macht deutlich, welche vielfältigen Strategien das Amt einsetzt in dem Bestreben, diese abzubauen. Dabei werden Herausforderungen deutlich, aber auch die klare Aussage:

„Niemand muss sich im Kontakt mit uns ohnmächtig fühlen (...). Wir setzen wirklich alle uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ein, um über Sprachbarrieren hinwegzuhelfen.“

ZMI: Liebe Frau Boeck, Sie leiten das Ausländeramt Köln. Welche Rolle spielt Mehrsprachigkeit im Ausländeramt und mit welchen Herausforderungen in Bezug auf Sprache und Mehrsprachigkeit kommen Sie im Alltag am häufigsten in Berührung?

Christina Boeck: Als ich vor 18 Jahren im Ausländeramt angefangen habe, da hieß es noch wie selbstverständlich „Amtssprache ist Deutsch“. Dadurch waren auch die Mitarbeitenden, die mehrere Sprachen beherrschten, gehemmt, ihre Sprachen im Arbeitsalltag gewinnbringend einzusetzen. Das hat sich erfreulicherweise sehr stark gewandelt. Zwar laufen Verfahren und Dokumentationen weiterhin auf Deutsch, aber die Kommunikation am Schreibtisch ist schon lange nicht mehr ausschließlich deutsch. Ich erlebe mittlerweile, dass die Mitarbeitenden wirklich von jetzt auf gleich vom Deutschen zum Beispiel ins Englische wechseln. Oft ist es auch hilfreich, dass sie die Sprachen nutzen, die sie aus ihren Familien heraus gelernt haben, zum Beispiel, um etwas zu erklären. Und das ist absolut gewinnbringend für die Ausländerbehörde. Es baut am Schreibtisch auch Distanz ab, wenn mal Türkisch, Russisch oder Arabisch gesprochen wird. Die Mehrsprachigkeit im Amt ist eine Bereicherung, senkt oft die Hemmschwelle im Kontakt und

bei der Kommunikation. Gleichzeitig ist es aber auch immer ein bisschen ein Zufallsprodukt, welche Sprachen gerade vorhanden sind. Obwohl in der Behörde viele Menschen mit internationaler Familiengeschichte und unterschiedlichen Sprachkompetenzen arbeiten, ist es nicht so, dass diese Kompetenzen genau geplant flexibel eingesetzt werden können. Bei Entscheidungen, bei denen wir Menschen rechtlich belasten, beispielsweise im Falle von Ablehnungen oder Abschiebeentscheidungen, sind wir schon seit vielen Jahren vom Gesetzgeber verpflichtet, dabei eine Sprache zu nutzen, die die Person beherrscht. In der Regel ziehen wir dann für diese Aktion auch professionelle Dolmetscher*innen hinzu.

ZMI: Rassismuskritische Stimmen weisen auf den Zusammenhang von Sprache und institutionellem Rassismus hin und betonen, dass gerade Verwaltungsdeutsch für viele Menschen nicht nur unverständlich, sondern auch ausgrenzend sein kann. Die Stadt Köln schreibt sich immer mehr auf die Fahne, eine Willkommensbehörde zu sein bzw. zu werden. Dies stellt natürlich neue Ansprüche an Kommunikation. Wie weit ist Ihre Behörde Ihrer Einschätzung nach auf diesem Weg?

Christina Boeck: Das Thema Sprache und die Ausgrenzung durch Verwaltungsdeutsch betreffen meiner Ansicht nach nicht nur das Ausländeramt, sondern dies können wir auf alle Behörden gleichermaßen übertragen. Wir sollten grundsätzlich, auch gegenüber Menschen, die Deutsch sprechen, eine Sprache anwenden, die die Menschen gut verstehen und uns weg von diesem Bürokratiendeutsch entwickeln. Mir war es schon immer ein großes Anliegen und es hat mir Freude bereitet, komplexe Themen einfach zu erklären. Das versuche ich auch in mein Amt zu übertragen. Ich denke, es ist wichtig, dass dies bereits auf der Gesetzgebungsebene beginnt, denn die Gesetze sind häufig selbst für deutsche Muttersprachler*innen und sogar für mich, als studierte Juristin, sehr schwer zu verstehen. Im Willkommensbehördenprozess haben wir uns tatsächlich eher zum Ziel gesetzt, nach und nach unsere Kommunikation auf ein verständliches und einfaches Deutsch umzustellen. Das betrifft auch das Internet und einige Verfahren, die wir neu aufgelegt haben, wie zum Beispiel Informationsblätter zum Chancenaufenthaltsrecht. Da ist uns das aus meiner Sicht schon ganz gut gelungen und wir arbeiten daran, kontinuierlich noch besser zu werden. Manchmal ist es sehr schwer, die gesetzlichen Vorgaben in einer klaren, einfachen, nachvollziehbaren Sprache abzubilden und die Entscheidungen so zu formulieren,

dass sie dennoch rechtsicher sind. Daran müssen und wollen wir weiterarbeiten.

ZMI: Welche Strategien setzen Sie darüber hinaus innerhalb des Amtes ein, um Sprachbarrieren mit Würde und Respekt zu überbrücken, Hierarchien abzubauen und trotz asymmetrischer Machtverhältnisse eine vertrauensvolle Kommunikation herzustellen. Wo bestehen noch Herausforderungen und welche weiteren konkreten Schritte sind Ihrer Meinung nach diesbezüglich notwendig?

Christina Boeck: Wir bieten beispielsweise Informationsmaterial bereits je nach Bedarf in verschiedenen Sprachen an. Wenn wir uns zum Beispiel an Menschen, die aus der Ukraine nach Deutschland gekommen sind, richten, dann in Ukrainisch und Russisch und meistens noch in Englisch. Auch der Internetauftritt der Stadtverwaltung Köln lässt sich relativ problemlos in mittlerweile 17 verschiedene Sprachen übersetzen. Das finde ich persönlich ganz toll. Wir versuchen, so viele Inhalte wie möglich dort darzustellen, damit die Menschen selbst die Möglichkeit haben, das in ihrer Sprache nachzulesen. Wir motivieren unsere Mitarbeitenden außerdem inzwischen, ihre eigene Mehrsprachigkeit einzusetzen, um über Sprachbarrieren im Erstkontakt und bei einfachen Gesprächen am Schreibtisch hinwegzuhelfen. Seit kurzem, also ganz aktuell, setzen wir auch elektronische Übersetzungsgeräte ein, um die Kommunikation am Schreibtisch sicherzustellen. Das ist eine Win-Win-Situation, denn so ist es nicht nur möglich, dass die Menschen in ihrer Herkunftssprache kommunizieren, sondern für uns fallen dadurch verwaltungseffizient auch viel weniger Termine aus, die vorher aufgrund von Sprachbarrieren nicht hätten durchgeführt werden können. Wichtig ist für mich, dass sowohl dieser Gedanke der Mehrsprachigkeit als auch die Entwicklung einer klaren, verständlichen deutschen Sprache auch in der Verwaltungsbildung eine Rolle spielen müssen. Meines Wissens ist das noch nicht so und das finde ich sehr schade, denn da vertun wir viele Chancen, uns noch stärker innerhalb der Behörde in Bezug auf Mehrsprachigkeit und einfache deutsche Sprache zu entwickeln.

ZMI: In vielen migrantischen Communities herrscht ein Gefühl des „Nichtgehörtwerdens“. Wie wird innerhalb des Amtes mit Feedback von Betroffenen umgegangen, die sich sprachlich oder strukturell diskriminiert fühlen? Gibt es beispielsweise Beschwerdewege, die auch für Menschen, die wenig oder kein Deutsch sprechen, zugänglich sind?

Christina Boeck: Ehrlich gesagt bin ich mit diesem Feedback der Sprachbarriere gar nicht so stark konfrontiert bzw. das ist weniger, als Sie vielleicht denken. Ein größeres Konfliktthema sind eher die Erwartungen daran, was die Behörde leisten kann. Da fallen Erwartungen und die Leistungsfähigkeit der Behörde deutlich auseinander. Der Auftrag der Kölner Ausländerbehörde ist, ein gesetzliches Antragsverfahren abzuwickeln. Da bleibt in der Regel gar nicht mehr viel Zeit für die Kommunikation am Schreibtisch. Vieles läuft bereits vorher schriftlich, unabhängig von der Sprache. Eine Herausforderung ist für die Menschen aus meiner Sicht viel mehr, dieses Verwaltungssystem zu verstehen. Das gilt für die Menschen, die bereits länger in Deutschland leben ebenso wie für diejenigen, die neu gekommen sind. Die Kommunikation im Amt läuft überwiegend schriftlich. Verfahren „eins zu eins“ am Schreibtisch zu kommunizieren, ist oft zeitlich nicht möglich. Wenn beispielsweise jemand kommt und nicht weiß, wie man einen Antrag stellt, dann ist es für uns schwierig, das zu erklären und entsprechend zu beraten. Das Zeitfenster, welches wir für so einen Termin eingeräumt haben, reicht dafür nicht aus, weil es nicht unser Auftrag ist und wir deshalb auch nicht so ausgerichtet sind. Das heißt, schlichtweg fehlen uns dafür die Ressourcen. Deswegen ist es wichtig, die Menschen gegebenenfalls in eine funktionierende Beratungslandschaft zu verweisen. Auch das ist ja aktuell ein großes Thema, denn eine solche Beratungslandschaft muss finanziert werden. Ich bin sehr froh, dass es in Köln gelungen ist, hier finanzielle Mittel für 2026/2027 zur Verfügung zu stellen, denn das hilft uns als Behörde außerordentlich. Auf der anderen Seite ist es natürlich unsere Aufgabe, über das Internet heutzutage so viele Informa-

tionen wie möglich zur Verfügung zu stellen, sodass die Menschen schon gut informiert zu uns kommen und diese Fragen dann bei uns gar nicht mehr stellen müssen. Dass unsere Verfahren in erster Linie schriftlich geprägt sind, betrifft auch Beschwerden, denn diese werden in der Regel auch auf schriftlichem Wege bei uns abgegeben. Deshalb sehe ich in dem Kontext weniger ein sprachliches Problem, da heutzutage alles auf Knopfdruck übersetzt werden kann. Für mich verlagert sich das Sprachproblem eher auf die Fragen, wie viel digitalen Zugang ich habe und wie ich diese digitalen Möglichkeiten nutzen kann. Das wird gerade mit Blick auf die Zukunft spannend. Wir werden immer digitaler und lassen Menschen ggf. abseits stehen, aber nicht mehr wegen der Sprachfähigkeit oder Sprachunfähigkeit, sondern wegen der digitalen Möglichkeiten.

ZMI: Sie wissen, dass wir als ZMI uns für Mehrsprachigkeit und Integration in Köln einsetzen und auch darüber hinaus. Welche Rolle spielt aus Ihrer Sicht die Zusammenarbeit mit Institutionen, wie dem ZMI, mit Migrant*innenvertretungen oder ähnlichen Einrichtungen, für die Arbeit des Ausländeramtes?

Christina Boeck: Es ist für uns total wichtig, Feedback von außen zu bekommen: Wo stehen wir? Wo müssen wir uns verändern? Wo sind wir in der Sprache noch zu kompliziert? Wo holen wir die Leute nicht ab? Und ich bin sehr dankbar, dass wir im Rahmen des Bildungsbehördenprozesses ein Gremium von 12-15 Personen gründen konnten, in dem neben uns als Ausländeramt und dem Amt für Integration und Vielfalt auch Migrant*innenvertreter*innen und NGOs vertreten sind. Wir treffen uns viermal im Jahr und beschäftigen uns in diesem Rahmen mit konkreten Themen. Dadurch können wir auch immer wieder Feedback einfordern, beispielsweise, wenn wir – wie zuletzt – den Internetauftritt verändern. Wir fragen dann: Ist das verständlich? Fehlen euch Informationen? Sollte etwas umgestaltet werden? Mit dem ZMI haben wir tatsächlich noch nie zusammengearbeitet und da würde ich mich über eine zukünftige Ko-

operation, ein gemeinsames Projekt sehr, sehr freuen. Ich finde, da sollten wir dieses Interview zum Anlass nehmen, nachzudenken, was da sinnvoll ist.

ZMI: Sehr gerne.

Das Ausländeramt trifft mit seiner Kommunikation Entscheidungen zum Leben von Menschen, die sich konkret auf deren Bleiberecht, Identität und Zukunft auswirken. Haben Sie abschließend eine Botschaft für Menschen, die sich im Kontext dieser Behörde sprachlich ohnmächtig fühlen?

Christina Boeck: Niemand muss sich im Kontakt mit uns ohnmächtig fühlen, das ist mir eine ganz wichtige Botschaft nach außen. Wir haben doch selbst ein total großes Interesse daran, dass wir die Menschen verstehen. Wir setzen wirklich alle uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ein, um über Sprachbarrieren hinwegzuhelfen. Wenn es beispielsweise sprachlich zu Problemen am Schreibtisch kommt, versuchen wir zu helfen, indem jemand spontan hinzugezogen werden kann. Und wenn das nicht möglich ist, dann machen wir einen neuen Termin aus. Es ist nicht so, dass jemand denken muss: „Wenn ich sprachlich nicht weiterkomme oder nicht sehr genau und sehr konkret Deutsch spreche, dann wird mir in dieser Behörde nicht zugehört.“ Da möchte ich nach außen die Botschaft geben, uns zu

vertrauen und in irgendeiner Form sprachlich mit uns in Kontakt zu kommen. Wir lernen auch gerne immer dazu und – ja – wollen uns als Behörde da auch immer weiterentwickeln.

ZMI: Vielen Dank. ▲

Kontakt

Christina Boeck
auslaenderamt@stadt-koeln.de

Neue Publikationen, Projekte und Events des ZMI werden in unserem regelmäßigen Newsletter angekündigt.

Melden Sie sich direkt hier an, um nichts zu verpassen:

**<https://www.zmi-koeln.de>
direkt auf der Startseite**

Das neue ZMI Magazin 2025 ist erschienen.
Klicken Sie auf das Bild

Das ZMI Sprachfest 2026 steht vor der Tür:
Das ZMI lädt am Dienstag, 24. Februar 2026 um 15 Uhr ins VHS-Forum des Rautenstrauch-Jost-Museums ein.

Das ZMI-Quiz zur frühkindlichen Mehrsprachigkeit in vielen Sprachen
Jetzt neu: Portugiesisch, Bulgarisch und Chinesisch!

Newsletter Anmeldung

Aktueller Newsletter: 4/2025

Die Sprachkäfige öffnen – Gedanken zur Bedeutung von „freier Rede“

ein Essay von Kübra Gümüşay (2020) – in leicht angepasster Fassung¹

*„Schreib dich nicht zwischen die Welten,
komm auf gegen der Bedeutungen Vielfalt,
vertrau der Tränenspur und lerne leben.“*

So heißt es in einem Gedichtfragment des jüdischen Dichters Paul Celan (ebd. 1991: 41). Er schrieb es in Frankreich, auf Deutsch – der Sprache seiner Mutter, der Sprache ihrer Mörder. Wenn ich dieses Gedicht lese, dann höre ich darin nicht nur die Warnung und Selbstermahnung eines Dichters, sich selbst am Leben zu erhalten – vier Jahre, bevor er 1970 sein Leben beendete. Ich höre darin auch den Ausdruck der Sehnsucht eines Menschen nach Existenz, nach dem Sein in der Sprache – und dem Sein trotz der Sprache. Keine Sprache deckt die gesamte Realität, den Facettenreichtum, die Perspektivenvielfalt dieser Welt ab. Es ist, wie einst Ludwig Wittgenstein schrieb: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ (ebd. 1922: 21) Stattdessen bildet Sprache lediglich das ab, was diejenigen Menschen, die in einer Sprache Herrschaft, Macht und Autorität oder Zugang zu diesen besitzen, erfahren. Sprache ist das, was sie erleben und zur Sprache bringen. Und was ist mit Ereignissen, die sie nicht erleben? Die sie nicht zur Sprache gebracht haben?

Nehmen wir den Begriff „sexuelle Belästigung“: Was ist, wenn die meisten Menschen diesen Begriff nicht kennen? Die Philosophin Miranda Fricker erläutert am Beispiel der USA in den 1960er Jahren, welche Folgen es haben kann, Missstände nicht benennen zu können. Damals war der Begriff *sexual harassment* noch nicht verbreitet, es gab kein gesamtgesellschaftliches Verständnis dessen, was dieser Begriff beschreibt. So ließen sich ungewollte Annäherungen sprachlich als „Flirt“ oder gar „Kompliment“ verpacken und waren damit also kein Problem. Es musste schon eine Vergewaltigung geschehen, damit ein Problembewusstsein entstand. Im Falle von sexueller Belästigung am Arbeitsplatz, so beschreibt es Fricker, war der belästigende Chef sich keiner Schuld bewusst und profitierte vom fehlenden Verständnis – während die

belästigte Angestellte das Geschehene weder verstehen, benennen, problematisieren, noch Maßnahmen ergreifen konnte, um sich davor zu schützen. Sie blieb hilf- und schutzlos, weil es bis dahin schlicht keinen Begriff gab, der die Situation beschrieb. Damit war ihre Erfahrung gleichsam nicht existent. Erst mit der Verbreitung des Begriffes „sexuelle Belästigung“ und einem Verständnis davon, konnte der Missstand auch gesellschaftlich problematisiert werden (vgl. Fricker 2007).

Wie dieses Beispiel eindrücklich zeigt, ist die Ohnmacht, die diese linguistische Lücke hinterlässt, immens. Unrecht, Unterdrückungen, Ungerechtigkeit müssen in Worte gefasst werden können, damit Betroffene und Beteiligte, aber auch Unbeteiligte sie sehen können. Woran aber liegt es, dass die Erfahrungen und Perspektiven bestimmter Gruppen in unserer Gesellschaft nicht oder erst nach langen Kämpfen ihren Weg in die Sprache aller finden? Wer hat die Autorität, Erfahrungen, Situationen, Ereignisse, Personen und Personengruppen zu benennen?

Die Lücken in unseren Sprachen sind auch zutiefst politische. Die Diskussionen um Sprache, Wörter und Benennung sind keine Banalität, keine Nebenschauplätze politischer Auseinandersetzungen. Denn Sprache ist der Stoff unseres Denkens und Lebens. Sie öffnet uns die Welt, aber sie grenzt uns auch zugleich ein. Sie öffnet Türen, aber baut auch Mauern und versperrt unsere Sicht. Ja, keine Unterdrückung wird allein durch eine gerechte Sprache ein Ende finden – aber ohne eine gerechte Sprache eben auch nicht.

Sichtbarkeit

Während ich an diesem Text arbeite, werden in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 2020 in Hanau zehn Menschen ermordet. Der aus rassistischen Motiven handelnde Attentäter war ein Rechtsterrorist. Dennoch ist am Morgen nach seinen Taten vielfach wieder von einem „Einzeltäter“ und „fremdenfeindlichen Motiven“ die Rede (Tagesschau-Liveblog: 20.02.2020). Aber die Menschen, die ermordet wurden, waren keine „Fremden“. Das Motiv war Rassismus. Und der Mörder war insofern kein „Einzeltäter“, als eine ideologisch motivierte Tat niemals eine Einzeltat ist. Die Tonangebenden, die Entmenslichenden, die Schreibenden, die die-

¹ Dieser Artikel ist eine redaktionell leicht überarbeitete Fassung eines Textes, der 2020 in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ erschien, www.bpb.de/apuz.

Wir danken Kübra Gümüşay und der Redaktion „Aus Politik und Zeitgeschichte“ herzlich für ihre Erlaubnis, den Artikel in diesem ZMI Magazin in redaktionell angepasster Fassung zu veröffentlichen.

ser Ideologie den Weg bereiten, sind alle an diesen Taten beteiligt. Das wichtigste Wort dieser Ereignisse ist daher: Rechtsterrorismus. Das ist die einzig korrekte Beschreibung, der richtige Name. Und doch: Wir nennen ihn häufig nicht beim Namen, weil wir ihn sonst sehen, über ihn sprechen müssten.

Wenn wir heute gereizt, empört, hoch erhitzt über gerechte Sprache diskutieren, dann handelt es sich häufig um Stellvertreterdebatten: „Darf man x noch sagen?“, „Nicht einmal y soll man noch benutzen dürfen?“ Schon diesen Fragen, die eine vermeintlich allgemeine Empörung ausdrücken sollen, wohnt eine Perspektive inne: Wer ist „man“? Wer spricht hier eigentlich? Um wessen Vorlieben, Befinden und Perspektive geht es hier eigentlich?

Stellen Sie sich vor, ein Spanier kommt bei einer Schifffahrt nach Mexiko vom Kurs ab und legt am Hamburger Hafen an. Er „entdeckt“ für sich also tatsächlich Hamburg. Doch nun stellen Sie sich vor, dieser Moment ginge als „Entdeckung“ Hamburgs nicht nur in seine persönliche, sondern in die Weltgeschichte ein. Als hätte es vor ihm dort nichts gegeben, keine Geschichte, kein Leben, keine Traditionen. Stellen Sie sich vor, die Hamburger Bevölkerung würde infolge dieser „Entdeckung“ nicht nur massenhaft ermordet und ihres Besitzes beraubt, sondern fortan auch gegen ihren Widerstand als „Mexikanier“ bezeichnet. Es wäre ein Beharren auf der Perspektive der Ignoranz, der Gewalt, des Mordens, der kolonialen Herrschaft – und nichts anderes tun wir, wenn wir die indigenen Völker Amerikas als „Ind****er“ [redaktionelle Unkenntlichmachung] bezeichnen oder wenn wir die Verwendung des N-Worts verteidigen. Wir beharren damit auf der Perspektive der Kolonisierenden, [...] [der Unterdrückenden; redaktionelle Anpassung], der Entmenslichung.

Letztlich ist es so: „Man“ kann alles sagen. Doch Menschen so zu bezeichnen, wie sie bezeichnet werden wollen, ist keine Frage von Höflichkeit, auch kein Symbol politischer Korrektheit oder einer progressiven Haltung – es ist einfach eine Frage des menschlichen Anstands. Dabei sind Menschen, die sich gegen „politisch korrekte“ Sprache positionieren, weder konservativ noch traditionsbewusst. Sie positionieren sich schlicht und einfach gegen Gerechtigkeit. In ihrem Beharren auf ächtende Sprache verhalten sie sich nicht rebellisch, sondern *unterdrückungsgehorsam*. Sie bekennen sich zur Ächtung von Menschen.

Wenn es also um freie Sprache und freies Sprechen geht, dann ist doch die eigentliche Frage: Wer kann dies gegenwärtig überhaupt? Kann ein Mensch überhaupt sein, frei sein, frei sprechen, in einer Sprache, in der er als Sprechender nicht vorgesehen war? In einer Sprache, in der er nur vorgesehen ist als einer derjenigen, über die gesprochen wird? In einer Sprache, die – wie der afroamerikanische Schriftsteller James Baldwin [...] über das Englische schrieb – seine „Erfahrung in keiner Weise widerspiegelte“ (ebd. 2010: 67; Übersetzung von der Autorin)? [...] Kann eine Frau in einer Sprache wie der deutschen, in der „dämlich“ von „Dame“ kommt und „herrlich“ von „Herr“, frei sprechen? In einer Sprache, in der die Regel gilt: „99 Sängerinnen und 1 Sänger sind zusammen 100 Sänger. Futsch sind die 99 Frauen, nicht mehr auffindbar, verschwunden in der Möbelschublade.“ (Pusch 1990: 101) Das schrieb einst

Luise F. Pusch, die Mitbegründerin der feministischen Sprachwissenschaft in Deutschland, über die deutsche Sprache und das generische Maskulinum.

Sprachrohre einer Kategorie

Lassen Sie uns Sprache als einen Ort denken. Wie ein unfassbar großes Museum, in dem uns die Welt da draußen erklärt wird. Wochen, Monate, Jahre, ein ganzes Leben könnten Sie in diesem Museum verbringen. Je mehr Zeit Sie dort verbringen, desto mehr Dinge begreifen Sie. Sie können eintauchen in Welten, die Sie nie selbst erlebt haben, die hier geordnet und kategorisiert aufbereitet sind, begreiflich gemacht in Namen und Definitionen. Sie finden Objekte, Lebewesen und Pflanzen aus allen Kontinenten, aber auch Ideen und Theorien, Gedanken und Gefühle, Fantasien und Träume, längst Vergangenes, aber auch Hochaktuelles.

Es gibt zwei Kategorien von Menschen in diesem Museum: Die *Benannten* und die *Unbenannten*. Die Unbenannten sind Menschen, deren Existenz unhinterfragt ist. Sie sind der Standard, die Norm, der Maßstab. Unbeschwert und frei laufen die Unbenannten durch das Museum der Sprache. Denn das Museum ist für Menschen wie sie gemacht. Es zeigt die Welt aus ihrer Perspektive. Das ist kein Zufall, denn es sind Unbenannte, die dieses Museum kuratieren. Sie entscheiden darüber, was in diesem Museum ausgestellt wird und was nicht. Sie geben den Dingen Namen, ordnen ihnen Definitionen zu. Sie sind Unbenannte, doch sie selbst machen von der Macht der Namensgebung Gebrauch. Sie sind auch Benennende.

Ja, das Museum der Sprache eröffnet uns die Welt. Aber es erfasst sie keineswegs in ihrer Vollständigkeit, in ihrem ganzen Facettenreichtum. Es erfasst lediglich das, was die Benennenden selbst erfassen – so weit, wie deren Sinne und Erfahrungen reichen. Nicht weiter. Die anderen Unbenannten bemerken diese Einschränkung nicht, sie bemerken nicht einmal, dass ihr Blick auf die Welt durch den anderer Menschen gelenkt wird, weil ihnen diese Menschen so ähnlich sind. Weil das Weltbild, das dort im Museum ausgestellt wird, so sehr ihrem eigenen ähnelt.

Wie frei und unbeschwert sie sich im Museum der Sprache bewegen können, wird erst deutlich, wenn wir die zweite Kategorie von Menschen in diesem Museum betrachten: die Benannten. Sie sind zuerst einfach nur Menschen, die auf irgendeine Weise von der Norm der Unbenannten abweichen. Sie sind Anomalien im Weltbild der Unbenannten, nicht vorhergesehen, anders, fremd. Manchmal auch einfach nur ungewohnt, unvertraut. Sie erzeugen Irritationen. Sie sind nicht selbstverständlich.

Die Unbenannten wollen die Benannten verstehen – nicht als Einzelne, sondern im Kollektiv. Sie analysieren sie, inspizieren sie, kategorisieren und katalogisieren sie. Sie versehen sie schließlich mit einem Kollektivnamen und einer Definition, die sie auf die Merkmale und Eigenschaften reduziert, die den Unbenannten an ihnen bemerkenswert erscheinen. Das ist der Moment, in dem aus Menschen Benannte werden, in dem Menschen entmenslicht werden. Diese Menschen, die nun keine mehr sind – die Benannten – leben sorgfältig katalogisiert in Glaskäfigen, beschriftet mit ihren Kollektivnamen. Wir betrachten sie durch die Augen der Un-

benannten: gesichtslose Wesen, Bestandteile eines Kollektivs. Jede ihrer Äußerungen, jede ihrer Handlungen wird auf das Kollektiv zurückgeführt, Individualität wird ihnen nicht zugestanden. Den Unbenannten, die sie betrachten, erscheint das als normal, obwohl für sie selbst ihre Individualität die Grundlage ihres Seins ist.

So heißen die Benannten manchmal „Geflüchtete“, manchmal „Nordafrikaner“, manchmal „Transfrau“. Dies sind enge, sehr enge Käfige. Es gibt auch etwas breitere, die ein bisschen mehr Spielraum lassen, aber dennoch eng sind: „Ostdeutscher“ oder „Powerfrau“. Die Benannten fangen nun an, sich zu ihrem Käfig zu verhalten: bloß nicht gefährlich wirken, nicht unterdrückt, abgehängt oder zu emanzipiert. Individualität, Komplexität, Ambiguität – alles das, was uns und unser Menschsein ausmacht, wird ihnen abgesprochen, geraubt. Wenn sie zum Sprechen aufgefordert werden, dann sprechen sie als Vertretende ihrer jeweiligen Kategorien. Sie sprechen, um sich und ihr Dasein zu erklären, zu rechtfertigen, ihre Existenz zu begründen. Dieses Sprechen ist kein freies Sprechen, sondern Teil der Inspektion. Wir inspizieren sie, um sie zu begreifen. Wir betrachten sie. Mit den Augen der Unbenannten schauen wir auf die Benannten (herab).

Und in dem Moment, in dem ein Begriff wie „Gutmensch“ zur Beleidigung wird, blicken wir auf die Engagierten und die Toleranten durch die Brille der Rechten. Wir setzen sie in einen Käfig und homogenisieren ein weites und heterogenes Spektrum von Menschen. Wir reduzieren sie auf wenige Facetten. Als sich der Gebrauch des Begriffes auf diese Weise wandelte, erlebten Menschen, die nie zuvor Benannte waren, erstmals, was es bedeutet, eingesperrt zu sein und auf eine Kategorie reduziert zu werden.

Diese Erfahrung ist auch der Grund, weshalb der Begriff „alter *weißer* Mann“² [Kursivsetzung durch Redaktion] die so Benannten derart erzürnt. Ihre Reaktion sollte ihnen einen Spiegel vorhalten, in dem sie jäh erkennen, wie erniedrigend und entmündigend es ist, wenn ein Mensch von anderen als bloße Kategorie betrachtet wird, welche Zumutung das Betrachten von Menschen in vermeintlich absoluten Kategorien ist. Denn in dem Moment, in dem wir pauschalisierend von „alten *weißen* Männern“ [Kursivsetzung durch Redaktion] sprechen, betrachten wir sie mit den Augen der anderen. Vielleicht zum ersten Mal überhaupt erleben sie, was es bedeutet, nicht nur für das *eigene* Verhalten verantwortlich zu sein, sondern für das eines konstruierten Kollektivs. Angesichts dieser Bezeichnung fühlt sich manch älterer *weißer* [Kursivsetzung durch Redaktion] Herr womöglich tatsächlich dazu gedrängt, sich dazu zu verhalten – beispielsweise, um sich von der Zuschreibung abzugrenzen, um unter Beweis zu stellen, dass er nicht rassistisch, sexistisch und ignorant ist – oder was auch immer gerade mit dieser Kategorie assoziiert wird. Auf diese Weise der eigenen Freiheit beraubt, lässt sich nicht mehr *frei* sprechen.

Doch natürlich brauchen wir Kategorien – allein schon, um uns durch die Welt zu navigieren. Was sich aber ändern muss, ist der

Absolutheitsglaube, der an diese Kategorien gekoppelt ist. Der Irrglaube, man könnte einen Menschen oder eine ganze Gruppe von Menschen abschließend verstehen und begreifen, wenn man sie der (augenscheinlich) richtigen Kategorien zugeordnet hat, macht aus Kategorien Käfige. Es gibt viele Perspektiven auf diese Welt – so viele, wie es Menschen gibt. Jede einzelne ist für sich genommen beschränkt. Alle Menschen sind vorurteilsbehaftet und begrenzt durch ihre Erfahrungen. Wenn aber bestimmte Perspektiven – etwa die *weißer* [Kursivsetzung durch Redaktion] Europäer*innen oder Nordamerikaner*innen – gegenüber anderen privilegiert werden, wenn ihre eingeschränkte Perspektive hegemonialen Anspruch gewinnt, dann verlieren andere Perspektiven und Erfahrungen ihren Geltungsanspruch. Es ist, als würden sie nicht existieren. Doch anderen die eigene Perspektive zu verordnen, sei, so schrieb Friedrich Nietzsche, eine „lächerliche Unbescheidenheit“ (ebd. 1999: 627).

Letztlich geht es in den Debatten um Sprache und ihren Gebrauch darum, die Architektur der Sprache zu erkennen, sie wahrzunehmen und zu ertasten. Im übertragenen Sinne: ihre Mauern zu sehen. Es geht darum, die Last, die Gewalt, die Perspektiven, die bestimmten Worten innewohnen, zu begreifen, sich der Macht der Sprache bewusst zu werden und offene Türen in die Käfige einzubauen. Letztlich geht es darum, Räume für neue Perspektiven zu schaffen. *Freie Rede* bedeutet, eine sprachliche Architektur zu schaffen, die es einer pluralen Gesellschaft ermöglicht, facettenreich, perspektivreich und komplex in ihr zu existieren – sodass alle frei sprechen können.

Quellen:

- Baldwin, James (2010): *The Cross of Redemption: Uncollected Writings*. New York.
- Celan, Paul; Badiou Bertrand & Rambach, Jean-Claude (Hrsg.) (1991): *Eingedunkelt und andere Gedichte aus dem Umkreis von Eingedunkelt*. Frankfurt am Main. Zur Entstehungsgeschichte siehe www.planetlyrik.de/paul-celan-eingedunkelt/2018/09.
- Fricke, Miranda (2007): *Hermeneutical Injustice: Power and the Ethics of Knowing*. Oxford.
- Nietzsche, Friedrich (1999): *Die fröhliche Wissenschaft*. In ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 3. München.
- Pusch, Luise F. (1990): *Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik*. Frankfurt am Main.
- Tagesschau-Liveblog (2020): www.tagesschau.de/newsticker/hanau-ermittlungen-101.html#Landtagssitzung-abgesagt. [aufgerufen am 20.02.2020]
- Wittgenstein, Ludwig (1922): *Tractatus logico-philosophicus*. Satz 5.6. London. ▲

² Selbstverständlich müsste dieses Beispiel hier spezifiziert werden, denn der Begriff „alter *weißer* Mann“ bezieht sich auf im Patriarchat privilegierte *weiße* Personen. Homosexuelle Männer, Transmänner oder Männer mit Behinderung wären hier etwa ausgenommen. [Fußnote redaktionell angepasst]

Kontakt

Kübra Gümüşay

kubragumusay.com/de



Rassistische Diskurse: Die Dauerpiekser in die Seele

von Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan

„Das war doch nicht so gemeint.“, „Nun hab` dich doch nicht so.“, „Ihr seid ja wirklich sehr empfindlich“ – mit solchen oder ähnlichen bagatellisierenden Äußerungen sind Menschen mit Zuwanderungsgeschichte bzw. einer internationalen Familienbiografie in ihrem Alltag häufig konfrontiert, wenn sie auf diskriminierende und rassistische Bemerkungen hinweisen.

Im Folgenden möchte ich auf Grundlage sprachwissenschaftlicher und psychologischer Erkenntnisse aufzeigen, welche Auswirkungen nicht nur sprachliche Gewalt und Diskriminierung haben, sondern auch, welche Rolle eine solche Bagatellisierung dabei spielen kann. Aus der Darstellung der Folgen für die Gesundheit betroffener Menschen ergibt sich ein moralischer Appell, zuzuhören und die eigene Sprachverwendung zu reflektieren.

Sprache als Handeln: Sprechakttheorie

Wie kommt es, dass Sprache uns berührt, dass Worte, die laut Redewendung nur „Schall und Rauch“ sind, Veränderungen in der Welt herbeiführen können? Hierzu gibt die Sprechakttheorie eine profunde Antwort. Sie basiert ursprünglich auf den sprachphilosophischen Texten von Austin (1957/2002) und ist später insbesondere von Searle (1982) ausgebaut und erweitert worden. Zentrale These der Sprechakttheorie ist, dass Sprache nicht nur ein Mittel der Handlungskoordination bildet, sondern selbst essenzieller Teil des menschlichen Handelns, des menschlichen In-der-Welt-Seins, ist. Mittels sprachlicher Ausdrücke versuchen wir uns einerseits die Welt, der wir begegnen, klarzumachen und sie zu verstehen, indem wir bspw. beschreibende, behauptende oder wertende Sätze verwenden (z. B. *Der Garten ist sehr schön angelegt*). Dies kann als „Wort-auf-Welt“-Verhältnis bezeichnet werden. Durch Sprache versuchen wir aber andererseits auch, die Welt zu verändern, so etwa durch Befehle, Anweisungen oder Aufforderungen (z. B. *So, jetzt lauf los!*). Beide Arten des Verhältnisses von Welt und Sprache haben dabei einen Einfluss auf die Welt: Wenn wir Menschen Befehle erteilen, sie auffordern oder ihnen gegenüber ein Versprechen machen, ist diese Veränderungsabsicht besonders deutlich. Aber auch das „Wort-auf-Welt“-Verhältnis, wenn wir eine Behauptung aufstellen, etwas beschreiben, feststellen etc., ist nicht neutral oder eine rein sachliche Beschreibung. Die Art, wie wir über etwas sprechen, beeinflusst maßgeblich unsere Einstellung und Gefühle. Dies wiederum kann konkrete Auswirkungen auf unsere Handlungen haben. Das Verhältnis zwischen Sprache und Handlungen ist

daher insbesondere im Kontext rassistischer Diskriminierung hoch relevant.

Sprache schafft Wirklichkeit: Wenn aus Worten Taten werden

Dass sprachliche Gewalt konkret zu körperlicher Gewalt führen kann, hat unter anderem Bade (2013) in einer sehr eindringlichen Untersuchung zu den NSU-Morden gezeigt. Der Tatgewalt, hier den rassistisch motivierten Morden an Menschen mit (vermeintlicher) Zuwanderungsgeschichte, ging bei einer Großzahl der Täter*innen eine Wortgewalt, eine gesellschaftlich-politische verbale Verunglimpfung und Herabwürdigung voran. Insofern ist es wichtig, dass wir uns mit dieser Form der Wortgewalt beschäftigen. Sprache ist kein bloßes Abbild der Wirklichkeit, sondern Sprache *schafft* Wirklichkeiten. Sprechen wir beispielsweise von einer „Flüchtlingsflut“ oder davon, dass „das Boot nun endlich voll“ sei, dann sind dies keine neutralen Beschreibungen der Welt, sondern es werden dadurch auch Ängste erzeugt. Unabhängig von den konkreten Sprechhandlungen einer einzelnen Person ist es jedoch auch geboten, den Fokus auf die in der jeweiligen Landessprache eingelagerten Rassismen zu richten, die in einer Vielzahl von Metaphern oder Redewendungen (z. B. „getürkt“, „Schwarzfahren“) subtil ausgrenzende Denkmuster erzeugen. Dadurch wird eine vermeintliche „Normalität“ dieser abwertenden Ansprache suggeriert. Eine weitere Dimension, wie durch sprachliche Formen Diskriminierungen Vorschub geleistet wird, ist der Umstand, ob zugewanderte Menschen in sprachlichen Texten eher in einer Aktiv- oder Passivkonstruktion, als Handelnde oder als Duldende, dargestellt werden (vgl. Hornscheidt, 2023).

Sprache konstruiert also den Gegenstand, über den gesprochen wird, was insbesondere im Kontext von Diskriminierung weitreichende Folgen haben kann: Wird durch Sprache beispielsweise Angst erzeugt, kann dies mit Einstellungsänderungen einhergehen, sodass das Individuum subtil eine ablehnende Haltung zum Gegenstand der Äußerung entwickelt, wodurch wiederum die Reaktionen des Individuums beeinflusst werden können. Denn Ängste ihrerseits verengen unser Denken und unsere Urteilskraft; sie führen zu einer Selbstfokussierung und zu einem Rückgang der Empathie mit Anderen. Vor diesem Hintergrund kann auch erklärt werden, wie bestimmte politische Gruppen durch systematische angsterzeugende Kommunikation – mit kleinen „Pieksern in die Seele“ – Einstellungen zu kultureller/sprachlicher Vielfalt der Ge-

sellschaft zu ändern versuchen, indem sie zugewanderte Menschen als „Eindringlinge“, als „Belastung des Sozialsystems“ oder als „Gewaltbereite“ adressieren. Dabei wird vielfach durch die Berufung auf die Meinungsfreiheit („Das muss man doch wohl sagen dürfen“) letztlich sprachliche Gewalt unsichtbar gemacht oder bagatellisiert. Eine solche Bagatellisierung von sprachlicher Gewalt kann also selbst als Form der sprachlichen Gewalt und als Mittel zu ihrer Durchsetzung identifiziert werden.

Mikroaggressionen: Auswirkungen von Rassismus auf die seelische Verfassung

Rassistische Äußerungen führen – und das ist in der psychologischen Forschung gut belegt – zu gesundheitlichen Belastungen bei den davon betroffenen Personen. Diese Belastungen reichen von eher „erträglichen“ und bewältigbaren Stressreaktionen bis zu schweren psychischen Störungen (vgl. Kluge et al. 2020). Eindringlich ist das von Sue et al. (2007) mit Blick auf den therapeutischen Kontext behandelt worden.

Dabei müssen rassistische Äußerungen oder Handlungen nicht immer in einer evidenten und juristisch belangbaren Form vorhanden sein, um solche Stressreaktionen hervorzurufen. Oft sind es sogar „lediglich“ tagtägliche „kleine Sticheleien“, sogenannte „daily hassles“, wie etwa infantilisierende oder imperative Anrede (z. B. „Ich Dir das sagen, du machen das“), mimische/gestische Herabsetzungen oder Ignoranz im Alltag. Auch das Übersehen oder Leugnen des von Diskriminierung durchzogenen Alltags von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte kann ähnliche Effekte erzeugen. Die Essenz solcher Mikroaggressionen liegt in ihrer Unsichtbarkeit. Manchmal sind sie den Täter*innen nicht bewusst; manchmal auch den Opfern nicht; insbesondere, wenn sich eine gesellschaftliche „Normalität“ der Ungleichbehandlung etabliert hat.

Was die konkrete Wirkung auf die Gesundheit betrifft, so ist die Metaanalyse von Pascoe und Smart Richman aus dem Jahr 2009 hervorhebenswert, die Ergebnisse aus insgesamt 134 Studien zusammengefasst hat: Pascoe und Smart Richman konnten darin u. a. zeigen, dass Stress, Bluthochdruck, Depression, Ängstlichkeit, sozialer Rückzug, aber auch eine Erhöhung der psychischen Verletzbarkeit mit erlebter Diskriminierung einhergehen. Personen, die sich wegen ihrer (zugeschriebenen) Herkunft diskriminiert fühlten, litten häufiger unter psychischen wie auch physischen Beschwerden. Zugleich zeigt sich jedoch, dass die Stressreaktion, der das Individuum bei rassistischer Diskriminierung ausgesetzt ist, auch von Variablen wie Bewältigungsverhalten und sozialer Unterstützung abhängig ist. Die zusammengefassten Studien sind zwar stark auf US-amerikanische Verhältnisse fokussiert, aber auch eine deutsche Studie mit Daten von 1.844 zugewanderten Personen, die im Durchschnitt schon weit über 20 Jahre in der Bundesrepublik lebten, kommt zu einem ähnlichen Ergebnis (vgl. Igel et al. 2010).

Moralischer Appell: Zuhören, Annehmen und die eigene Sprache reflektieren

In Zusammenhang mit den gesellschaftlichen „Integrationsdebatten“ muss unterstrichen werden, dass gesundheitliche Probleme,

physische wie psychische, die gleichberechtigte soziale Teilhabe unmittelbar und direkt erschweren. Die Auswirkungen von tagtäglicher (sprachlicher) Diskriminierung für die psychische und physische Gesundheit betroffener Personen sind enorm. Gleichzeitig zeigt sich, dass bei starker sozialer Unterstützung weniger Stress wahrgenommen wird.

Daraus erwächst ein moralischer Appell, bei wahrgenommener Diskriminierung anderer Personen dazwischenzugehen, zu helfen, Beistand zu leisten und sich als Zeug*in zur Verfügung zu stellen. Dabei ist es nicht entscheidend, ob eine Absicht, zu diskriminieren, vorgelegen hat oder nicht. Die Essenz der Mikroaggressionen liegt gerade in ihrer Unsichtbarkeit – häufig erfolgen sie unbewusst und auch unbeabsichtigt. Entscheidend ist vielmehr die Wirkung, also was bei der betroffenen Person ankommt und ob eine Handlung benachteiligend wirkt.

Gerade, weil Sprache den Gegenstand, über den gesprochen wird, konstruiert und damit konkrete Auswirkungen auf die Welt hat, ist daher jegliche sprachliche Verniedlichung und Bagatellisierung von Rassismen zu vermeiden, die dazu dient, Diskriminierung zu verschleiern. Wenn Menschen mit Rassismus- und/oder Diskriminierungserfahrung uns auf diskriminierende Äußerungen hinweisen, ist es von enormer Bedeutung, ihnen zuzuhören und die Hinweise anzunehmen. Anstatt zu sagen: „Das war doch nicht so gemeint.“, können wir unsere eigene diskriminierende Sprache reflektieren und sagen: „Entschuldigung und vielen Dank für den wichtigen Hinweis!“

Quellen:

- Austin, J. L. (1957/2002). How to Do Things with Words. Zur Theorie der Sprechakte. Reclam: Stuttgart.
- Bade, K. (2013). Kritik und Gewalt: Sarrazin-Debatte, „Islamkritik“ und Terror in der Einwanderungsgesellschaft. Wochenschau Verlag: Frankfurt am Main.
- Hornscheid, L. (2023). Nicht-diskriminierende Sprachverwendung und politische Correctness. In Scherr, A., El-Mafaalani, A., Yüksel, G. (Hrsg.), Handbuch Diskriminierung (S. 1013-1029). Springer VS: Wiesbaden.
- Igel, U., Brähler, E., Grande, G. (2010). Der Einfluss von Diskriminierungserfahrungen auf die Gesundheit von MigrantInnen. Psychiatrische Praxis 2010; 37 (4), S. 183-190.
- Kluge, U., Aichberger, M., Heinz, E., Udeogu-Gözzalan, C., Abdel-Fatah, D. (2020). Rassismus und psychische Gesundheit. Der Nervenarzt, 91 (11), S. 1017-1024.
- Pascoe, E. A. & Smart Richman, L. (2009). Perceived discrimination and health: a meta-analytic review. Psychological Bulletin, 135 (4), pp. 531-554.
- Searle, J. (1982). Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechaktheorie. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Sue, D. W., Capodilupo, C. M., Torino, G. C., Bucceri, J. M., Holder, A. M., Nadal, K. L., Esquilin, M. (2007). Racial microaggressions in everyday life: implications for clinical practice. American Psychologist, 62 (4), pp. 271-286.

Kontakt

Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan
Wissenschaftlicher Leiter des
Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung
Professor für Moderne Türkeistudien an der
Universität Duisburg-Essen
Fakultät für Geisteswissenschaften
<https://www.sprachebildet.uni-koeln.de>
haci-halil.uslucan@uni-due.de



Sprache macht Rassismus¹

von Karima Benbrahim

Rassismus hat viele Facetten: Sprache ist eine davon. In der Alltagssprache haben sich Redewendungen eingeschlichen, die diskriminierende Auswirkungen haben. Weil Rassismus auch aus Worten sprechen kann, wird durch die Sprache eine rassistische Normalität geschaffen – oder unterlaufen. Sie vermag es, ungleiche Machtverhältnisse zu verfestigen oder herauszufordern, Ungerechtigkeiten zu verdecken oder aufzudecken. Sie vermittelt Bilder und Vorstellungen, die über Generationen hinweg weitergegeben werden. Umgekehrt verändert diskriminierungssensible Sprache nicht umgehend gesellschaftliche Rahmenbedingungen, aber sie wirkt langfristig auf die Wahrnehmung der Normalität. Ein Beispiel hierfür ist die Diskussion um ein Interview der grünen Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock im Juli 2021, in dem diese das N-Wort im Zuge der Schilderung eines rassistischen Vorfalls an einer Schule aussprach. Vor Ausstrahlung entschuldigte Baerbock sich auf Twitter dafür, das Wort reproduziert zu haben, wurde in den sozialen Medien dennoch scharf dafür kritisiert. Nach der ersten Kritik folgte kurz danach eine weitere – man warf ihr Selbstzensur und politische Korrektheit vor. Dieses Beispiel veranschaulicht die schwierige Debattenkultur um diskriminierungssensible Sprache, selbst wenn sich Baerbock verantwortungsbewusst positioniert.

Typisch für entsprechende Auseinandersetzungen ist folgendes: Eine Person nutzt rassistische Wörter und wird von einer anderen – meist einer Person mit Rassismuserfahrung – darauf hingewiesen. Daraufhin wird sich die erste Person im besten Falle kritisch mit der Bedeutung der Wörter auseinandersetzen und Verantwortung dafür übernehmen. Doch nicht selten folgen lange Diskussionen über Meinungsfreiheit und Sprechverbote mit der Konsequenz, dass verbale Gewalt gegenüber rassismuserfahrenen Menschen reproduziert und relativiert wird. Die Skandalisierung endet in einer abwehrenden Haltung, und dies führt beim Gegenüber wiederum zum Abbruch des Gesprächs.

Um dieser Abwehr etwa in der Bildungsarbeit entgegenzutreten, ist es notwendig, den Raum für die Artikulation widersprüchlicher Erfahrungen zu öffnen und zwischen Schuld- und Verantwortungsübernahme zu unterscheiden. So plädiert Ingmar Pech: »Während Schuldgefühle lähmen oder Vermeidungs- und Verdrängungsmechanismen provozieren können, bedeutet Verantwortung, die eigene Situiertheit zu betrachten, anzunehmen und einer kritischen Reflexion zugänglich zu machen« (Pech 2006: 85). In einem verantwortungsvollen Umgang geht es hier weniger um den (unbeabsichtigten) Gebrauch rassistischer Wörter, sondern darum, die Reproduktion von rassistischen Diskursen sowie historische Kontinui-

täten wahrzunehmen, zu kontextualisieren und zu dekonstruieren. Die Diskurse um rassistische Wörter sollten selbstreflexiv geführt werden. Gleichzeitig sollte betrachtet werden, welche Assoziationen sie in den Köpfen von Menschen schaffen.

Die Verwendung rassistischer Sprache hat lange Tradition in Deutschland und liegt in der Zeit des deutschen Kolonialismus Anfang des 20. Jahrhunderts verortet. Rassistische Sprache diente als wirksames Machtinstrument, um die brutale und ausbeuterische Vorgehensweise in den Kolonien zu legitimieren. Schwarze Menschen und People of Color wurden als unterlegen, wild und barbarisch dargestellt. Rassistische Wörter sind kein Relikt des Kolonialismus, sondern ein »vitales Erbe, das sich tief in der Alltagssprache verwurzelt hat« (Arndt 2015: 125).

Rassismus ist ein gesellschaftliches System, welches den Rahmen dafür bildet, dass Menschen aufgrund zugeschriebener oder tatsächlicher Merkmale besser oder schlechter behandelt werden. Je nach gesellschaftlicher Positionierung – weiß, Schwarz, Person of Color – wird Individuen und Gruppen ein unterschiedliches Maß an Anerkennung und Handlungsmöglichkeiten zugestanden. Die grundlegende Unterscheidungsform beruht auf der Gegenüberstellung eines natio-ethno-kulturellen »Wir« und »Ihr«, die durch gesellschaftliche und strukturelle Praktiken aufrechterhalten wird. Diese rassistischen Zuordnungen innerhalb der Gesellschaft spiegeln sich in der Sprache wider. Die wiederkehrende Erfahrung des *Otherring* (zum Anderen gemacht werden), die sich in medialen und politischen Debatten wie die über das N-Wort, I-Wort oder »Nafri« äußert, ist eine gewaltvolle Praxis, die Menschen of Color in einen ständigen Erklärungszwang um ihre Zugehörigkeit bringt. Und die Dominanzgesellschaft stellt dadurch immer wieder klar, wer zum weißen »Wir« zählt.

Derartige Praktiken gewähren einen Einblick in die historischen und aktuellen Diskurse um Zugehörigkeit und verweisen auf die Normalität von Rassismus – und auf die Herausforderung nicht rassistischen Sprechens und Handelns in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft. Annita Kalpaka und Nora Räthzel beschreiben dieses Dilemma als »[d]ie Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein« (Kalpaka et al. 2017). Das Sich-Einlassen auf den Prozess einer kritischen Selbstreflexion bedeutet, sich aus dem Gewohnten herauszubewegen, sich von dem eigenen hegemonialen Selbstbild, den angeeigneten Weltbildern und unhinterfragten Selbstverständlichkeiten in eine Distanz zu begeben, um Routinen im Denken und Handeln zu hinterfragen. Besonders in der pädagogischen Arbeit ist die Reflexion von Begriffen notwendig, um die transportier-

¹ Dieser Beitrag erschien zuerst in Mendel, Meron / Chema, Saba-Nur / Arnold, Sina (Hg.) (2022): *Frenemies. Antisemitismus, Rassismus und ihre Kritiker*innen*. Edition Bildungsstätte Anne Frank, 3. Verbrecher Verlag, Berlin.
Wir danken Karima Benbrahim und dem Verbrecher Verlag herzlich für die Erlaubnis, den Beitrag in diesem ZMI Magazin wiederzuveröffentlichen.

ten Assoziationen zu hinterfragen. Dafür sollten wertschätzende Räume geschaffen werden, in denen Betroffene und Nicht-Betroffene die Wirkmächtigkeit gewaltvoller Bilder reflektieren.

Wichtig hierbei kann die Betroffenenperspektive sein, um auf politische Selbstbezeichnungen und Widerstandsformen hinzuweisen. Eine rassismuskritische Reflexion erfordert zum einen das Aufzeigen der Wirkmächtigkeit von Sprache, und zum anderen ihre Dechiffrierung als »Gefäß« für rassistische Wissensbestände im Alltag. Durch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache sollte die Wahrnehmung geschärft und verändert werden. Es sollte möglich sein, auf bestimmte Begriffe zu verzichten und auf widerständiges Wissen von vulnerablen Gruppen zurückzugreifen. So kann der hegemoniale und gewohnte Anspruch in der Dominanzgesellschaft, darüber zu bestimmen, wann und wie etwas gesagt wird, gebrochen werden. ▲

Quellen:

Arndt, Susan (2015): Sprache, Kolonialismus und rassistische Wissensformationen. In: Arndt, Susan / Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster. S. 121–125.

Kalpaka, Annita / Räthzel, Nora / Weber, Klaus (2017): Rassismus: Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein. Hamburg.

Pech, Ingmar (2006): »Whiteness – akademischer Hype und praxisbezogene Ratlosigkeit? Überlegungen für eine Anschlussfähigkeit antirassistischer Praxen«. In: Elverich, Gabi / Kalpaka, Annita / Reindlmeier, Karin (Hg.): Spurensicherung. Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft, Frankfurt a. M. / London. S. 63–92.

Kontakt

Karima Benbrahim
info@ida-nrw.de



Neubesetzung in der ZMI-Steuerungsgruppe

Im Laufe des Jahres wurde die Steuerungsgruppe des ZMI neu besetzt: Prof. Dr. Nicole Marx und Martin Kayser haben die Nachfolge von Prof. Dr. Hans-Joachim Roth und Maria Dorn angetreten. Gemeinsam mit Bettina Baum vereint die Steuerungsgruppe zentrale Perspektiven aus Verwaltung, Wissenschaft sowie Bildung und begleitet die inhaltliche und strategische Ausrichtung der Arbeit des ZMI. Gemeinsam setzen sie Impulse für eine nachhaltige Stärkung von Mehrsprachigkeit, Teilhabe und Bildungsgerechtigkeit in Köln und darüber hinaus. Im Folgenden möchten wir die Mitglieder der Steuerungsgruppe vorstellen.



Bettina Baum ist seit Dezember 2021 Leiterin des Amtes für Integration und Vielfalt der Stadt Köln. In dieser Funktion verantwortet sie die strategische

Weiterentwicklung der kommunalen Integrations- und Diversitätsarbeit. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf der Förderung von Teilhabe, Chancengerechtigkeit und einem konstruktiven Umgang mit gesellschaftlicher Vielfalt. Mehrsprachigkeit versteht sie als zentrale Ressource für Bildung, Kommunikation und demokratische Teilhabe und setzt sich für deren stärkere Wertschätzung und Nutzung innerhalb der Verwaltung ein.

In der Steuerungsgruppe bringt sie ihre langjährige Verwaltungserfahrung und die Perspektive der kommunalen Praxis ein und wirkt aktiv an der Vernetzung von Stadtverwaltung, Wissenschaft und Zivilgesellschaft mit.



Prof. Dr. Nicole Marx ist Professorin für Sprachliche Bildung und Deutsch als Zweitsprache an der Universität zu Köln sowie Co-Direktorin des Mercator-Instituts für Mehrsprachigkeit und Deutsch als Zweitsprache. In Lehre und Forschung beschäftigt sie sich mit Fragen sprachlicher Bildung in mehrsprachigen Kontexten. Ein zentraler Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf dem Erwerb der deutschen Sprache und dem Deutschunterricht für neu zugewanderte Schüler*innen in unterschiedlichen Bildungssettings – unter besonderer Berücksichtigung der Förderung aller Sprachen der Lernenden. Sie engagiert sich für den Austausch und die Zusammenarbeit mit Partner*innen aus Forschung, Lehre und Praxis, um nachhaltige Impulse für eine mehrsprachige Bildungslandschaft weiterzuentwickeln.



Martin Kayser ist schulfachlicher Dezernent bei der Bezirksregierung Köln und setzt sich ebenfalls für eine chancengerechte Bildung im Kontext sprachlicher Vielfalt ein. Sein besonderes Anliegen ist es, die Wertschätzung und Förderung von Mehrsprachigkeit an Schulen zu stärken sowie tragfähige Konzepte der durchgängigen Sprachbildung und Sprachförderung über alle Schulformen hinweg im Regierungsbezirk Köln zu unterstützen.

Mit den Partner*innen im ZMI setzt sich Martin Kayser ein, um gemeinsam nachhaltige Impulse für die Bildungslandschaft zu setzen.

UNTERWEGS – dokumentarisches Theater mit Jugendlichen mit Fluchterfahrung

von Svetlana Fourer, Stella Shcherbatova und Olga Moldaver

Wie lässt sich auf der Bühne erzählen, was sprachlos macht – Krieg, Verlust, Neuanfang, Identitätsbrüche? Kann Theater Räume schaffen, in denen neben Deutsch auch Herkunftssprachen gesprochen werden, um Erfahrungen, Fragen und Wünsche sichtbar zu machen? Kann ein Museum der Kulturen der Welt der Raum sein, in dem sich geflüchtete Jugendliche nicht fremd, sondern als neuer und selbstverständlicher Teil unserer Stadtgesellschaft fühlen und sich dieser mitteilen?

Diese engagierten Fragen brachten sieben Lehrerinnen internationaler Förderklassen von drei Kölner Berufskollegs auf Einladung des ZMI und des Museumsdienstes der Stadt Köln zu einer Fortbildung des JTK (Junges Theater Köln) zu dokumentarischem Theater mit Jugendlichen.

Die Fortbildung schloss an das sehr erfolgreiche und mehrfach preisgekrönte Theaterprojekt STIMMEN von Junges Theater Köln und Museumsdienst der Stadt Köln an, das von 2022 bis 2024 umgesetzt wurde. In STIMMEN erzählten Mädchen und junge Frauen, die erst vor wenigen Wochen und Monaten aus der Ukraine geflohen waren, gemeinsam mit schon lange in Deutschland lebenden Mädchen, u. a. aus Syrien, in den Ausstellungsräumen des Rautenstrauch-Joest-Museums Geschichten ihrer Flucht und ihre Familiengeschichten auf Ukrainisch und Deutsch. ZMI und Museumsdienst luden anschließend das JTK-Team mit Regisseurin und Dramaturgin Svetlana Fourer und Psychologin Stella Shcherbatova ein, ihr Know-how an Pädagog*innen der Berufskollegs weiterzugeben und diese dabei zu unterstützen, eigene dokumentarische Projekte mit ihren Schüler*innen aus internationalen Förderklassen umzusetzen.

Projektaufbau und Methodik

Das Projekt lief von September 2024 bis Juni 2025 und bestand aus drei Phasen:

Phase 1: Vorbereitung

- Planung der Fortbildung durch das JTK-Team, Rosella Benati und Abdullah Bakkar vom ZMI sowie Dominik Fasel vom Museumsdienst Köln
- Einladung der Lehrer*innen durch das ZMI
- Präsentation von Fortbildung und Projektidee

Phase 2: Fortbildung der Lehrkräfte

- Dreitägige Block-Fortbildung für Lehrkräfte, um Grundlagen des dokumentarischen Theaters kennenzulernen, autobiografisches Arbeiten anzuleiten und mit sensiblen Themen wie Flucht, Diskriminierung, Trauma und Identität verantwortungsvoll umzugehen

Phase 3: Theaterpädagogische Projektarbeit

- Begleitete theaterpädagogische Projektarbeit mit Jugendlichen gemeinsam mit dem JTK-Team (Svetlana Fourer, Stella Shcherbatova, Olga Moldaver) und Theaterpädagogin Sina Marx – inkl. Museumsbesuchen, Schreibprozessen, Sprachtrainings, Proben und Erstellung von Animationen
- abschließende Präsentation im Rautenstrauch-Joest-Museum

Einige der teilnehmenden Lehrer*innen hatten bereits Erfahrungen in Theaterpädagogik, andere fingen erst mit der Fortbildung damit an. Alle einte der Wunsch, die Schüler*innen bestmöglich dabei zu unterstützen, das Erlebte mitzuteilen und dadurch zu verarbeiten – denn traumatische Erlebnisse vergisst man zwar nicht, doch kann man lernen, damit umzugehen und einen Platz für diese Erinnerung im eigenen Bewusstsein finden.

In der Fortbildung wurden in verschiedenen Modulen zentrale Werkzeuge dokumentarischer Theaterarbeit präsentiert: vom biografischen Interview über kreative Techniken des autobiografischen Erzählens bis hin zu Aufbau und Ausarbeitung einer finalen Textfassung und szenischer Gestaltung. Es wurden Themen aus der Lebenswelt der Jugendlichen besprochen und mögliche Anhaltspunkte für die zukünftige Performance skizziert.

In drei Fortbildungstagen war es nicht möglich, die komplexen Themen umfassend zu besprechen, Impulse konnten aber gesetzt werden. Anschließend begann die praktische Arbeit mit Jugendlichen aus Förderklassen des Berufskollegs Südstadt, des Hans-Böckler-Berufskollegs und des Richard-Riemerschmid-Berufskollegs. Nach den Einführungsveranstaltungen war vorgesehen, dass die Lehrkräfte eigenständig mit den Jugendlichen arbeiten und das JTK-Team punktuell Hilfestellungen bei Inszenierung und Dramaturgie bietet. Die Realität zeigte jedoch, dass im Schulalltag zu wenige Ressourcen dafür



freigemacht werden konnten. Damit die Jugendlichen dennoch am Projekt teilnehmen konnten, verlängerte das JTK-Team ein eigenes, von der *Aktion Mensch* gefördertes, Projekt und konnte dadurch mit den Jugendlichen intensiv weiterarbeiten. Zwei der drei Berufskollegs blieben bis zum Abschluss dabei.

Während der Arbeit an der Performance widmeten sich die Gruppen gemeinsam wichtigen Fragen:

Wie erzähle ich das, was ich erlebt habe, und wer interessiert sich für meine Geschichte?

Wie traue ich mich, meinen Körper, meine Stimme und meine Kreativität zu zeigen?

Wie kann ich mich sprachlich ausdrücken?

Die Antwort des JTK darauf war die gelebte Mehrsprachigkeit – als ästhetische und politische Strategie. Sprachen wie Paschtu, Dari, Ukrainisch, Portugiesisch, Kasachisch und Türkisch wurden neben dem Deutschen in der Performance und bei den Proben als Ausdruck persönlicher Identität gewürdigt. Mit Hilfe von Übersetzer*innen und durch die gemeinsamen Bemühungen wurde das Theater so zu einem Ort der Selbstermächtigung. Über 40 Jugendliche waren an der Aufführung *UNTERWEGS* am 28. Juni 2025 im Rautenstrauch-Joest-Museum beteiligt.

Die meisten performten selbst, andere arbeiteten an Kostümen oder Requisiten. Theaterpädagogin Sina Marx brachte die Idee ein, die Geschichten der Jugendlichen mit Animationen zu begleiten. Diese Aufgabe übernahmen zeichnerisch sehr begabte Mädchen aus der Ukraine und gestalteten durch detaillierte Zeichnungen Geschichten von Jungen mit afghanischem Familienhintergrund, welche in ausführlichen Interviews ihre Fluchtgeschichten erzählt hatten. Mit der dramaturgischen Unterstützung von Svetlana Fourer wurden Storyboards für Animationen entwickelt, welche die Mädchen mit Procreate® zeichnen und animierten. Dank Untertiteln konnte das Publikum bei der Performance diese Geschichten mitverfolgen, während die Jungen sie live auf Paschtu und Türkisch erzählten. Eine der ukrainischen Jugendlichen erzählte später, dass sie beim Zeichnen auch ihre eigene Fluchtgeschichte verarbeitet habe.

Über mehrere Räume des Museums wurde das Publikum in verschiedene Erlebnisse einbezogen: Folkloretänze und Spiele konnten selbst umgesetzt werden, das Publikum hörte einen von einem Jugendlichen geschriebenen und live performten Rapsong, sah choreographische Elemente und wurde zu einem Essen an Ramadan eingeladen. Die Aufführung wurde so zum bewegenden Moment der Anerkennung – für Sprachen, Geschichten und Biografien, die sonst kaum Raum finden.



Mit 60 Personen war die Aufführung komplett ausgebucht. Beim Nachgespräch zeigte sich das Publikum tief beeindruckt von der Leistung der Performer*innen, von ihren Geschichten und von ihrem Mut und Engagement, sich öffentlich damit zu präsentieren.

Für die Lehrerinnen der Berufskollegs ging mit der Aufführung eine intensive Projektzeit zu Ende. Neben dem regulären Schulbetrieb zeitliche Kapazitäten für das Projekt freizumachen und die Jugendlichen zum Durchhalten zu animieren sowie ein Team aus einer heterogenen, mehrsprachigen Gruppe aufzubauen, war herausfordernd und hat allen Beteiligten viel abverlangt. Dennoch – oder gerade deswegen – war das Projekt für viele ein Wendepunkt. Pia Steffens, Projektleiterin am BK Südstadt, blickt differenziert, aber mit klar positiven Eindrücken, zurück: „Das Projekt war deutlich umfangreicher, als es bei schulischen Projekten der Fall ist. Hätten wir das im Vorfeld geahnt, hätten wir uns vielleicht nicht gemeldet – und das wäre im Nachhinein sehr schade gewesen.“

Die Rolle der psychologischen Begleitung im Projekt

Zentrale Voraussetzung für die theaterpädagogische Arbeit in einem solchen Projekt ist ein besonders achtsamer Umgang mit den individuellen Lebensgeschichten der Jugendlichen und den damit verbundenen Risiken einer Retraumatisierung. Viele Teilnehmende haben Erfahrungen von Krieg, Flucht und Verlust hinter sich, die nicht nur das emotionale Erleben, sondern auch das Vertrauen in zwischenmenschliche Beziehungen geprägt haben. In einem künstlerischen Prozess, der tiefere Ebenen von Erinnerung, Identität und Selbstwahrnehmung berührt, ist es unabdingbar, Räume zu schaffen, in denen Sicherheit, Freiwilligkeit und Wertschätzung oberste Priorität haben. Die psychologische Präsenz ermöglicht, sensible Themen wie Diskriminierung, kulturelle Entwurzelung und die Suche nach einer neuen Identität im geschützten Rahmen zu bearbeiten. Auch die schulische Sozialarbeit spielt dabei eine wesentliche Rolle, sodass ein tragfähiges Netz aus Unterstützung und Schutz entsteht – eine wesentliche Voraussetzung, damit aus poten-

ziell verletzenden Situationen stärkende Erfahrungen werden konnten.

Emotionale Zugänge

Der vielleicht kraftvollste Aspekt des Projektes lag in dem emotionalen Raum, den es zu öffnen vermochte. Für viele der Jugendlichen war es eine neue Erfahrung, dass ihre Geschichte „erzählt werden darf“, Gewicht und Wert hat. Die Arbeit an Szenen, Texten und improvisierten Dialogen wurde zu einer behutsamen Annäherung an das eigene Ich – an verdrängte Erinnerungen ebenso wie an verborgene Ressourcen, neue Hoffnungen und neuen Mut. Dieser künstlerische Prozess bot die Möglichkeit, innere Bilder in eine sichtbare Form zu bringen und kollektive wie individuelle Erzählungen zu würdigen.

Die Effekte auf die Jugendlichen beschreibt Pia Steffens: „Diejenigen, die auf der Bühne standen, entwickelten mehr Konzentrationsfähigkeit, ein geschärftes Körper- und Ausdrucksbewusstsein sowie Selbstvertrauen. Auch die anderen nahmen aus Proben, Sprach- und Schauspielübungen viel mit – bis hin zu einer spürbaren Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse und Aussprache. Für die gesamte Gruppe blieb das Projekt ein kraftvoller Impuls, der weit über die Aufführung hinauswirkt. Traumaarbeit ist kein gewöhnliches Theater-Schulprojekt. Sie erfordert viel psychologische Begleitung. Es war ein Tropfen auf den heißen Stein – aber ein kostbarer.“

Eine Teilnehmerin verdeutlicht ihre Erkenntnis aus der Theaterarbeit beim Publikumsgespräch: „Ich habe verstanden, wenn einem Menschen im Leben etwas passiert, dann muss man das akzeptieren. Dieser Mensch muss das nicht als Hindernis sehen, sondern als seinen Weg.“ Ein Teilnehmer sagte: „Es war spannend und ganz neu für mich, aber ich habe gesagt, ich mache da mit. Das ist für mich richtig. Die Proben waren schwer, aber wir haben sehr viel gelernt. Jetzt, nach der Aufführung, bin ich glücklich. Ich möchte weiter Theater machen.“ Ein anderer Teilnehmer erzählte: „Viele Menschen haben jetzt meine Fluchtgeschichte gehört, vorher habe ich sie nur meiner Fami-



lie und meinen Betreuern erzählt. Ich finde es gut, mit so vielen Menschen darüber gesprochen zu haben.“

Fazit und Ausblick

UNTERWEGS war mehr als ein Theaterprojekt. Es war ein Ort des Zuhörens, des Erlebens, des Neubeginns. Die Beteiligten waren nicht nur unterwegs im wörtlichen Sinn – sie begaben sich gemeinsam auf eine Reise in sprachliche, kulturelle und emotionale Räume, die selten betreten werden. Für das JTK-Team bestätigte sich einmal mehr: Theaterarbeit mit Jugendlichen aus internationalen Klassen ist weit mehr als Integration – sie kann eine Form der Transformation sein, im Sinne eines veränderten Selbstbildes, einer gestärkten Stimme und einer gelebten Teilhabe am kulturellen und gesellschaftlichen Leben.

Gleichzeitig war UNTERWEGS ein Pilotprojekt – und wie bei jedem Pilotprojekt wurde deutlich: Es braucht mehr Zeit, mehr Ressourcen, mehr Kontinuität. Aus den Erfahrungen erwachsen konkrete Zukunftsideen:

- eine Wiederaufnahme des Projektes in kleinerem Umfang, aber mit längerer Laufzeit
- eine systematische Lehrer*innenfortbildung mit längeren Modulen
- die Einbindung psychosozialer Fachkräfte als fester Bestandteil
- der Aufbau eines mehrsprachigen Jugend-Theaterfestivals in Köln
- die Verankerung der Themen Trauma, Flucht und Identität im schulischen Curriculum

Pia Steffens fasst eine Kernerkenntnis des Projektes zusammen: „Wir brauchen für diese Klassen dringend dauerhafte, am besten tägliche, psychologische Unterstützung sowie kontinuierliche Sozialarbeit.“ Die Verbindung von dokumentarischem Theater und Mehrsprachigkeit kann dabei ein Schlüssel sein für kulturelle Bildung, Empowerment und gesellschaftliche Öffnung.

Das Junge Theater Köln, das ZMI und der Museumsdienst Köln danken allen Beteiligten – insbesondere den mutigen Jugendlichen – und freuen sich auf zukünftige Wege.

Kontakt



Svetlana Fourer



Stella Shcherbatova



Olga Moldaver

info@junges-theater-koeln.de
Homepage: junges-theater-koeln.de
Insta-Kanal: @jungestheaterkoeln



MOSAIK-Netzwerk: Vielfalt sichtbar machen – Vielfalt gemeinsam gestalten

von Neslihan Arikan und Corinna Radermacher

Vielfalt in Sprache, Herkunft, Religion, Kultur – all das gehört zur Stadt Köln, genauso wie zum Arbeitsalltag in ihrer Verwaltung. Das MOSAIK-Netzwerk bringt genau diese Vielfalt zusammen. Es richtet sich an Mitarbeitende mit internationaler Familiengeschichte und an Kolleg*innen, die Rassismus- oder Antisemitismuserfahrungen gemacht haben. Ziel ist es, ein Arbeitsumfeld zu schaffen, in dem sich alle gesehen, wertgeschätzt und gefördert fühlen. Und das funktioniert am besten gemeinsam. Gegründet wurde das Netzwerk 2024 auf Initiative des Integrationsrats. Bei der Auftaktveranstaltung im Historischen Rathaus, zu der Oberbürgermeisterin Henriette Reker eingeladen hatte, wurde schnell klar: Das Interesse ist groß. Über 200 Kolleg*innen waren dabei und gaben grünes Licht für die offizielle Gründung. Der Name MOSAIK – als Sinnbild für ein buntes Ganzes, das sich aus vielen unterschiedlichen Teilen zusammensetzt – war schnell gefunden.

Räume schaffen – Stimmen stärken – Austausch ermöglichen

Das Netzwerk ist inzwischen auf rund 300 Mitglieder angewachsen. Sie alle haben eine internationale Familiengeschichte und den Wunsch, aktiv und gemeinsam etwas zu bewegen. Das MOSAIK-Netzwerk setzt sich dafür ein, dass alle Mitarbeitenden der Stadtverwaltung dieselben Chancen haben, ihre beruflichen Ziele zu verfolgen und ihre Perspektiven einzubringen. Dazu gehört auch: Strukturen zu hinterfragen, Barrieren sichtbar zu machen und miteinander ins Gespräch zu kommen – jenseits von Status, Funktion oder Herkunft.

Das MOSAIK-Netzwerk will langfristig etwas verändern. Deshalb bringt sich das Netzwerk aktiv in die interkulturelle Öffnung der

Verwaltung ein und sucht den Dialog mit anderen Städten, Netzwerken und mit dem Kölner Integrationsrat. Es geht darum, Strukturen fairer zu gestalten – nicht abstrakt, sondern ganz konkret. Zudem organisiert das Netzwerk regelmäßig Veranstaltungen – einige nur für Mitglieder, andere offen für alle Kolleg*innen der Stadtverwaltung. Thematisch reicht die Bandbreite von Karriereentwicklung, Empowerment und diskriminierungssensiblem Arbeiten bis hin zu Glaubenspraxis und Sprachvielfalt. So gab es zum Beispiel eine Führung durch den Gurdwara, die Sikh-Gebetsstätte in Köln-Mülheim. Alle städtischen Kolleg*innen waren eingeladen und viele nutzten die Gelegenheit, beim Langar (einem gemeinsamen Essen) und offenen Gesprächen mehr über die Glaubenspra-



xis der Sikh zu erfahren. Auch der Welttag der kulturellen Vielfalt wurde zum Anlass genommen, gemeinsam mit dem ZMI eine Veranstaltung im Rautenstrauch-Joest-Museum zu organisieren. Bei der angebotenen mehrsprachigen Führung durch das Museum und auch danach entstand Raum für Austausch über Sprache und Identität. Andere Veranstaltungen widmeten sich ganz konkreten Fragen: Wie gestalte ich meine Karriere in der Stadtverwaltung? Wie schaffe ich den Sprung auf die nächste Karrierestufe? Welche Rechte habe ich nach dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz? Und was bedeutet eigentlich rassismuskritisches Handeln im Verwaltungskontext?

Bei all diesen Angeboten steht immer der Austausch im Mittelpunkt. Ob große Runde oder kleiner Workshop – das MOSAIK-Netzwerk will einen Ort bieten, an dem man sich gegenseitig bestärkt, vernetzt und nicht allein fühlt. Ein Netzwerk, das trägt.

Wer ist dabei?

Das MOSAIK-Netzwerk wird koordiniert durch das Kommunale Integrationszentrum im Amt für Integration und Vielfalt, vertreten durch Neslihan Arikan und Corinna Radermacher. Unterstützt werden sie von einer engagierten Arbeitsgruppe, in der Kolleg*innen aus verschiedenen Dienststellen mitwirken.

Das Netzwerk richtet sich an alle Mitarbeitende der Stadt Köln, die im Laufe ihres Lebens nach Deutschland zugewandert sind, die nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurden oder mindestens ein Elternteil haben, auf das dies zutrifft. Gleichzeitig

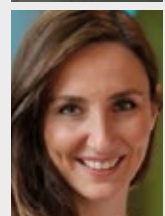
spricht es diejenigen Kolleg*innen an, die unabhängig vom statistischen Migrationshintergrund Rassismus- oder Antisemitismuserfahrungen machen – insbesondere Sinti*zze und Rom*nja, Juden:Jüdinnen, Muslim*innen und Schwarze Menschen. Das MOSAIK-Netzwerk lebt von allen, die dabei sind. Bei allen Unterschieden, die sich aus den einzelnen Biografien ergeben, ist die gemeinsame Haltung entscheidend: Vielfalt in der Verwaltung sichtbar machen, stärken und aktiv mitgestalten. Denn Vielfalt ist kein Extra. Sie ist die Grundlage für eine starke, zukunftsfähige Stadtverwaltung.

Kontakt

Corinna Radermacher
Kommunales Integrationszentrum Köln



Neslihan Arikan
Kommunales Integrationszentrum Köln



Sprache schafft Realität – Wir sollten alle Expert*innen im Thema Diskriminierung werden

von Bianca Wambach und Divin Mbokote

Sprache ist ein sehr machtvoll Instrument, das Menschen schon seit Jahrhunderten einsetzen. Sie kann etwas benennen oder jemanden zum Schweigen bringen. Sie kann Realitäten erschaffen und verschwinden lassen. Sie kann gewaltvoll oder empathisch sein. Sprache ist außerdem ein ermächtigendes Instrument: Eine Sprache zu sprechen, kann uns helfen, Zugehörigkeit zu erleben. Sie kann Erlebtes sichtbar und teilbar machen und Ohnmacht in Handlungsmacht verwandeln.

In der Antidiskriminierungsarbeit bei deepower e. V. beschäftigen wir uns unter anderem damit, wie Sprache unsere Realität prägt und welche Auswirkungen das hat. Immer wieder erleben wir, dass sowohl Jugendliche als auch Erwachsene, die selbst Diskriminierung erfahren, durch Wissen über Diskriminierungsformen einen neuen Blick auf sich selbst entwickeln. Nicht selten teilen erwachsene Teilnehmende mit, dass sie ihre Kindheitserfahrungen besser einordnen können und verstehen, was „damals“ passiert ist.

Für solche Erkenntnisse ist es wichtig, sich vor Augen zu führen, was Diskriminierung überhaupt ist und was sie mit Macht zu tun hat. Gleichzeitig müssen wir uns trauen, gängige Erzählungen zu hinterfragen und neu zu denken.

Diskriminierung als Form von Gewalt

Diskriminierung ist eine Form von Gewalt, die sich in Ungleichbehandlung, Ausgrenzung, Nicht-Beachtung, Entwertung, Schikane oder in subtileren Formen der Andersmachung äußern kann. Grundlage dafür ist immer die Zugehörigkeit zu – oder die Zuschreibung von – bestimmten Identitätsmerkmalen.

Diese Identitätsmerkmale, häufig auch Differenzkategorien genannt, beziehen sich beispielsweise auf Hautfarbe, Religion, Herkunft oder Kultur, auf (un)sichtbare Behinderungen oder chronische Erkrankungen, auf geschlechtliche Identität und/oder sexuelle Orientierung, auf soziale und finanzielle Ressourcen und nicht zuletzt auch auf Sprache. Auch wenn das Grundgesetz in Deutschland den Grundsatz der Gleichbehandlung vorsieht, stehen diese Merkmale in der Realität nicht gleichberechtigt nebeneinander.

Gesellschaften ordnen bestimmte Merkmale in Hierarchien ein, die auf Vorstellungen von Ungleichheit beruhen und sich über Jahrhunderte hinweg herausgebildet haben. Manche Eigenschaften gelten als „Norm“ oder „Standard“ und bringen dadurch Vorteile (Privilegien) mit sich, während andere abgewertet werden und Benachteiligungen nach sich ziehen. So werden etwa weiße¹

Menschen, cis² Männer, Personen ohne Behinderung, Menschen aus der Mittelschicht oder heterosexuelle Personen häufig als selbstverständlich und „neutral“ wahrgenommen. Wer von dieser Norm abweicht – zum Beispiel als Frau, Person of Color, queere Person, Mensch mit Behinderung oder mit Armutserfahrung – wird oft mit Barrieren, Vorurteilen und Ausschlüssen konfrontiert. Diese Hierarchisierung zeigt, dass Privilegien und Diskriminierungen nicht zufällig entstehen, sondern systematisch wirken und gesellschaftliche Machtverhältnisse absichern.

Diskriminierung zeigt sich darüber hinaus in unterschiedlichen Formen – physisch, psychisch oder verbal – und auf verschiedenen Ebenen: im direkten Miteinander (interpersonell), in Strukturen und Regelwerken (strukturell) oder in gesellschaftlichen Interpretationen und Erzählmustern (diskursiv).

Wie Sprache und Diskriminierung zusammenhängen

Nehmen wir das Beispiel von Christoph Kolumbus: Vor über 400 Jahren „entdeckte“ er angeblich Amerika. Diese Erzählung wird bis heute in vielen Schulbüchern weitergetragen. Allerdings ist dies keine „neutrale“ Beschreibung, sondern eine gewaltvolle Erzählung, in der die vermeintliche Machtposition des „Entde-

¹ Weißsein bezeichnet eine soziale und politisch konstruierte Position innerhalb rassistischer Machtverhältnisse. (vgl. Amnesty International Deutschland e. V. o. J.: Glossar für diskriminierungssensible Sprache. Abrufbar unter: <https://www.amnesty.de/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache> [aufgerufen am 15.12.2025]) Sie ist weniger eine Frage von reeller Hautfarbe als vielmehr von Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Norm, die historisch durch Kolonialismus und Rassismus hergestellt wurde. Privilegien des Weißseins zeigen sich unter anderem darin, dass

weiße Menschen in prestigeträchtigen Berufen wie Medizin, Politik oder Wissenschaft überproportional repräsentiert sind und in kulturellen Produkten – etwa in Kinderbüchern oder Filmen – als selbstverständliche Hauptfiguren erscheinen.

² Die Vorsilbe „cis“ beschreibt, dass ein Mensch in dem Geschlecht lebt, das nach der Geburt verkündet wurde.“ (FUMA Fachstelle Gender & Diversität NRW (2025): Internetpräsenz. #CIS-GENDER. Abrufbar unter: <https://www.gender-nrw.de/cis-gender/> [aufgerufen am 15.12.2025])

ckers“ gegenüber den „Entdeckten“ deutlich wird. Selbst im Wort „Ind***er“ steckt diese Geschichte noch, weil Christoph Kolumbus glaubte, in Indien gelandet zu sein. So zeigt sich, wie Sprache koloniale Machtverhältnisse nicht nur beschreibt, sondern über Jahrhunderte hinweg fortschreibt. Bezeichnend ist, dass dieses Narrativ auch im Jahr 2025 noch so unhinterfragt gesellschaftlichen Anklang findet, dass ein Film wie „Das Kanu des Manitu“, der dieses Narrativ reproduziert, erneut die Kinosäle füllt und Rekordzahlen schreibt.

Was wir benennen und weitererzählen, bleibt in unserem Gedächtnis. Umgekehrt bedeutet das, was verschwiegen oder ausgelassen wird, verschwindet schnell aus dem kollektiven Bewusstsein. Dass es in Europa bis in die 1960er Jahre sogenannte „Menschenzoos“ gab, taucht in kaum einem Schulbuch auf und bleibt so für viele unsichtbar. Nicht umsonst entwickelten versklavte Menschen eigene Kommunikationsformen, weil ihnen das Sprechen verboten war: Sie flochten Fluchtwege in die Haare oder nutzten Trommeln, um Informationen weiterzugeben. Sprache und Ausdruck entscheiden also darüber, welche Lebensrealitäten gelebt, erinnert und welche ausgelöscht werden.

Auch die Abwertung von Sprachen hat eine lange Geschichte. Im Zuge des europäischen Kolonialismus wurden hunderte indigene Sprachen verboten. Mit ihnen gingen nicht nur Identitäten und Zugehörigkeitsgefühle verloren, sondern auch ganze Weisen, die Welt wahrzunehmen und Wissen weiterzugeben. Diese Abwertung ist eine Form von Rassismus und hat einen Namen: *Linguizismus*. Linguizismus führt dazu, dass Jugendlichen vermittelt wird: „Deine Sprache zählt nicht.“ Besonders sichtbar wird er in der Bewertung von Mehrsprachigkeit im Kontext Schule, wenn zum Beispiel Arabisch, Romanes oder Lingala abgewertet werden, während Englisch oder Französisch als wertvolle Sprachen gelten. Auch im Umgang mit Jugendsprache zeigt sich Linguizismus: Wer Jugendslang belächelt, signalisiert, dass die Lebenswelten junger Menschen nicht ernst zu nehmen seien. Das trifft vor allem diejenigen, die ohnehin Klassismus erleben. Auf diese Weise wird Sprache zu einem Instrument der Abwertung und Diskriminierung. Sprache ist dabei immer auch politisch. Wer die Macht hat, entscheidet, was gesagt werden darf und was nicht. Ein drastisches Beispiel ist die Liste von Begriffen, die in den USA unter Donald Trump aus offiziellen Dokumenten gestrichen wurden. Sprache verschwindet nicht einfach, sie wird aktiv verdrängt.

Diskriminierung muss benannt werden (können)

Wenn Schüler*innen Diskriminierung erleben, fehlt es Lehrkräften häufig an relevantem Wissen. Zugleich sind viele Lehrkräfte verunsichert und fragen sich „Darf ich das sagen?“ oder „War das diskriminierend?“. So entsteht eine doppelte Ohnmacht: Schüler*innen erleben Diskriminierung in Schulbüchern, durch Mitschüler*innen oder Lehrkräfte und erfahren zugleich, dass die erwachsenen Bezugspersonen diese Diskriminierung nicht benennen können.

Viele Jugendliche, die wir im Rahmen unserer Antidiskriminierungsarbeit begleiten, kennen Sätze wie „Das bildest du dir ein.“

oder „Das war doch nur Spaß.“, wenn sie Diskriminierung benennen. Solche Aussagen stehen für eine Erfahrung, die heute als Gaslighting bezeichnet wird und die ständige Infragestellung der eigenen Wahrnehmung beschreibt. Fachlich spricht man auch von sekundärer Viktimisierung: Diskriminierungserfahrungen werden nicht ernst genommen oder entwertet, was die Belastung noch verstärkt. Die Folgen sind gravierend, denn Diskriminierung macht nachweislich krank. Sie verursacht Stress, schwächt das Immunsystem und belastet sowohl Körper als auch Psyche. Deshalb ist es enorm wichtig, dass Jugendliche mit Diskriminierungserfahrung Worte dafür finden.

Sprache verändert sich mit den Menschen, die sie sprechen, und eröffnet dadurch Räume für Widerstand. Wer Worte für das eigene Erleben hat, kann sich wehren, kann Muster erkennen, Gewalt benennen und Rechte einfordern. Besonders sichtbar wird das, wenn sich Menschen verletzend Begriffe „zurückholen“ und sie als sogenannte Geusenwörter neu besetzen. Sich gewaltvolle Sprache anzueignen, kann ein Akt der Rebellion sein, ein „Wir lassen uns nicht kleinmachen“. Damit das gelingt, müssen wir die Geschichte dieser Worte kennen und verstehen, was sie in uns auslösen.

Genau hier setzt unsere Arbeit bei deeppower e. V. an: deeppower e. V. ist ein gemeinnütziger Verein aus Köln, der Bildungs- und Empowermentarbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen durchführt. Empowerment bedeutet dabei für uns, Sprache als Werkzeug zu nutzen, um Erfahrungen von Abwertung in Handlungsmacht zu verwandeln. Als Verein schaffen wir Räume, in denen Jugendliche und Erwachsene Worte für das finden, was sonst ungehört bleibt, in denen sie über Diskriminierung und soziale Ungleichheit sprechen können und gleichzeitig ihre Stärken, Talente und Perspektiven entdecken. Mit Workshops, AGs an Schulen, Jugendprojekten, kulturellen Veranstaltungen und Fortbildungen für pädagogisches Personal setzen wir uns für mehr Teilhabe, Chancengerechtigkeit und Empowerment ein. Unser Ziel ist es, Ohnmachtserfahrungen in Handlungsmacht zu verwandeln und gemeinsam eine diskriminierungssensible, solidarische Gesellschaft zu gestalten.

Kontakt

deeppower e. V.
info@deeppower.info
Tel: 01556 707742
Ottmar-Pohl-Platz 3a, 51103 Köln



30 Jahre Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage

Sprachlosigkeit und Ohnmacht etwas entgegensetzen

von Yvonne Rogoll



Das Netzwerk *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* will Kindern und Jugendlichen helfen, Selbstbewusstsein zu entwickeln und selbstständig für ihre Rechte, Interessen und Bedürfnisse einzutreten. Als „Dienstleister“ kann es Unterstützung auf vielfältige Weise bieten: Es kann z. B. Kinder in Workshops über Kinderrechte aufklären, mit Kindern und Jugendlichen darüber sprechen, was Rassismus ist und wie man ihn erkennen und ihm begegnen kann, wie man sich mit Diskriminierung auseinandersetzt und damit umgeht, wie man sich verhält, wenn man Gewalt erlebt, und wo man sich ggf. Hilfe holen kann.

Getragen wird das Netzwerk von einer breiten Anzahl zivilgesellschaftlicher Akteur*innen. In NRW ist die Landeskoordination bei einem Trägerverbund – bestehend aus dem Ministerium für Schule und Bildung, der GEW NRW und dem DGB-Bildungswerk NRW – angesiedelt. 54 Regionalkoordinationen des Netzwerks sind hauptsächlich an Kommunalen Integrationszentren verortet. Die eigentliche Arbeit leisten die Kinder und Jugendlichen in ihren Schulen allerdings selbst und vor Ort. Ein Beispiel für diese Arbeit ist die Courage AG des Carl-Reuther-Berufskollegs in Hennef. Seit 2018 ist die Schule Mitglied im Netzwerk *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* und beschäftigt sich seitdem kontinuierlich unter anderem mit den Themen Gewalt, insbesondere gegen Frauen und Kinder, Ausgrenzung und Mobbing sowie mit den Themen Integration und Identität. Das Engagement zum Orange Day zeigt exemplarisch, wie in der AG gearbeitet wird. Der Orange Day ist der internationale Tag gegen Gewalt an Frauen und Kindern. Viele Klassen des Berufskollegs bauen

orangefarbene Bänke, die sowohl ein sichtbares Zeichen speziell gegen diese Art von Gewalt setzen als auch auf wichtige Hilfsangebote wie Notfallnummern und Kontaktdaten aufmerksam machen sollen. Besonders augenfällig ist dabei die Bank, die im Auftrag der Stadt Königswinter nach dem Entwurf der 18-jährigen Mika hergestellt wurde. Mika erklärte: „Auf Wunsch der Stadt sollte die Bank besonders groß werden, damit man sich auch ein wenig so fühlt wie ein Kind. Sie ist drei Meter lang und wird von einem Kind und einem Erwachsenen gerahmt, denn das Thema Gewalt betrifft alle, Große wie Kleine!“ Die Bank steht zentral am Rhein. Auch die anderen 32 Bänke, die die Schule schon hergestellt hat, sind auf öffentlich gut zugänglichen Plätzen, z. B. vor Rathäusern, Schulen, Kliniken, Gerichtsgebäuden oder Polizeipräsidien, zu finden.

Bedeutung der Courage-Arbeit für die Schüler*innen

Welche Bedeutung die Courage-AG des Berufskollegs für die Schüler*innen hat, zeigt die Aussage von Maheteme (22), der vor sechs Jahren aus Äthiopien nach Deutschland kam, kürzlich hier im Gymnasium Technik sein Abitur gemacht hat und jetzt mit dem Studium beginnt: „*Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* ist ein Netzwerk, das eine Plattform schafft, wo junge Menschen Themen ansprechen können, die sonst oft kaum oder gar keine Beachtung finden. Indem die Courage-AG in einem geschützten Raum Austausch ermöglicht, können Schüler*innen ihre Perspektiven teilen, Tabus hinterfragen und Bewusstsein für wichtige gesellschaftliche Fragen entwickeln. Eines der vielen Projekte, an denen ich aktiv beteiligt war, hieß ‚Was bedeutet Heimat für mich?‘. Viele Klassen aus völlig verschiedenen Schulbereichen und Bildungsgängen gestalteten digital Plakate, die in einer großen Ausstellung im Foyer der Schule zu sehen waren. Auf den ersten Blick dachte man, es sollte über Fakten und Geschichten verschiedener Länder informiert werden. Auf den zweiten Blick gelang etwas Größeres, nämlich den Begriff ‚Heimat‘ aus engen politischen, zum Teil nationalistisch-rechts-extremen, Deutungen zu lösen und mit individuellen Bedeutungen zu füllen. ‚Heimat‘ ist mehr als ein Dach über dem Kopf oder eine geografische Region. ‚Heimat‘ ist ein Gefühl von Zugehörigkeit, von Anerkennung und von Geborgenheit.“

Diese Ausstellung der Courage-AG war so beeindruckend, dass Maheteme und weitere Schüler*innen eingeladen wurden, sie



auch auf dem landesweiten Courage-Fachtag in Bonn zu präsentieren und zu moderieren.

Empowerment von Kindern und Jugendlichen

Das Thema Empowerment von Schüler*innen wurde von dem 18-jährigen Jan beim Auftakt eines Projekttags der Schule über „Gesundheit und Resilienz“ aufgegriffen. Er berichtete aus seinen bisherigen Schulerfahrungen, es gebe viele Kinder und Jugendliche, die sich nicht trauen würden, in ihrer Klasse darüber zu reden, dass sie z. B. eine Lese- und Rechtschreibschwäche haben, dass sie unter Depressionen leiden oder dass es zuhause großen Stress gibt. Sie haben Angst, ausgegrenzt oder ausgelacht zu werden. Es sei aber besonders wichtig, aus dieser Sprachlosigkeit und Ohnmacht herauszukommen, sich stattdessen gegenseitig zu bestärken und aktiv etwas gegen diese Angst zu unternehmen. Jan lobte seine Schule und dass den Schüler*innen dort zugehört werde und sie sogar die Chance erhalten, zu diesem Thema völlig selbstständig einen Projekttag vorzubereiten und zu gestalten. Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit von Kindern und Jugendlichen sind ausgewiesene Ziele von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* und werden an dieser Schule beeindruckend gelebt. Auf diese Weise wird ein wichtiger Beitrag zum Empowerment der Schüler*innen geleistet.

Ein Netzwerk funktioniert nicht im Alleingang

Das Courage-Netzwerk funktioniert allerdings nicht im Alleingang, sondern es lebt von Kooperation – sowohl innerhalb der Schule als auch mit vielen externen Partner*innen. Die Courage-AG des Berufskollegs ist sehr gut vernetzt und lädt unterschiedliche Menschen und Vereine zu vielen verschiedenen Themen ein, wie z. B. Ibrahim Arslan, der Familienmitglieder bei einem rechtsextremistischen Anschlag verlor, Melissa Quint, die über ihren Großvater berichtet, der zwei Konzentrationslager überlebte und Shabnam Arzt, die als Exil-Iranierin über „Frau, Leben, Freiheit“ spricht, um damit den Zuhörenden Mut zu machen.

Die Schüler*innen des Berufskollegs stellen ihre Projekte auch extern auf Fach- und Demokratietagen, Courage-Netzwerkveranstaltungen und sogar auf der Jahrestagung der kommunalen Jugendförderung im Rheinland vor. „Unsere Schüler*innen erleben das als große Wertschätzung ihres Engagements!“, so Eva Zoske-Dernóczi, Leiterin der Courage-AG der Schule.



Was noch zu tun bleibt

Obwohl bereits über 4.000 Schulen mit mehr als zwei Millionen Schüler*innen Mitglieder des Netzwerks sind, ist noch viel zu tun. Es geht nicht darum, ein Gütesiegel an die Schultüre zu hängen. Der Titel „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ ist eine Selbstverpflichtung – ein Auftrag an die ganze Schulgemeinschaft – aktiv gegen jede Form von Diskriminierung einzutreten. Die Stärke des Netzwerks liegt darin, nichts von oben zu verordnen. Darin liegt aber ggf. auch seine Schwäche. Damit Projekte gelingen, ist es notwendig, dass Schüler*innen aktiv werden, dass Lehrkräfte mitziehen und dass dafür auch Zeit und Ressourcen vorhanden sind. Fehlen diese Bedingungen, droht die Courage-Arbeit zur Symbolik zu verkommen. Im Zentrum der Netzwerkarbeit steht die Befähigung der Kinder und Jugendlichen, ihre Stimme laut werden zu lassen, Verantwortung zu übernehmen und respektvoll und demokratisch Strukturen mitzugestalten. Oft gelingt das in Klassenräten, Schulparlamenten, in der Schüler*innenvertretung, in Schulkonferenzen, in vielfältigen Projekten sowie bei Kooperationen mit lokalen Initiativen und Vereinen. Die Kinder und Jugendlichen erleben so, dass ihre Ideen und ihr Handeln Wirkung entfalten können.

Nach 30 Jahren lässt sich festhalten: Das Courage-Netzwerk hat viel bewegt. Es hat viele Menschen sensibilisiert, ermutigt und gestärkt. Es hat geholfen, Themen wie Rassismus, Diskriminierung und Teilhabe in Schulen zur Sprache zu bringen. Aber: Es bleibt noch viel zu tun. Diskriminierung verschwindet nicht durch ein Logo, sondern es erfordert die kontinuierliche zielgerichtete Arbeit aller Beteiligten, um Diskriminierung entgegenzutreten und Empowerment zu fördern.

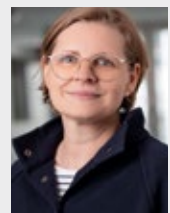
Kontakt

Yvonne Rogoll (sie/ihr)
Landeskoordination Schule ohne Rassismus –
Schule mit Courage NRW
Bezirksregierung Arnsberg
Landesstelle Schulpsychologie und Schulpsychologisches Krisenmanagement (LaSP)

Besuchsanschrift: Ruhrallee 1-3, 44139 Dortmund
Postanschrift: Märkische Straße 8-10,
44135 Dortmund

yvonne.rogoll@bra.nrw.de

www.schule-ohne-rassismus-nrw.de
<https://www.facebook.com/schuleohneRassismusNRW>



Prävention von Diskriminierung und Rassismus im Unterricht

von Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan

Erfahrungen von Rassismus und Diskriminierungen sind insbesondere im schulischen Kontext allgegenwärtig, wie eine Studie des DEZIM (2022) gezeigt hat: Vor allem in der Altersphase von 14 bis 24 Jahren, also im klassischen Schul- und Ausbildungsalter, hatten etwa 65 % der Befragten mindestens einmal eine Rassismuserfahrung. Dies unterstreicht, wie wichtig es ist, sich zu fragen, wie Rassismus und Diskriminierung reduziert werden können. Häufig geht konkreten diskriminierenden Handlungen eine diskriminierende Sprache voran; deshalb widmet sich dieser Beitrag der zentralen Frage, wie eine diskriminierungskritische Sprachverwendung in der Praxis erlernt werden kann. Eine probate Möglichkeit ist, damit sehr früh in der Erziehung bzw. in Bildungskontexten anzusetzen. Stellt man sich die Frage, warum gerade in der Schule, so dürfte auch hier die Antwort nicht allzu schwer sein: Schule ist der genuine Ort, in der die Orientierung in der Welt beginnt. Machen wir uns klar, wie viel Zeit wir bis zum Abschluss der zehnten Klasse verbracht haben, so kommen wir – bei ungefähr 37 Schulwochen und einer wöchentlichen Stundenzahl von etwa 30 Stunden – auf mindestens 11.000 Stunden; und bis zum Abitur sogar auf etwa 14.000 Stunden. Deshalb kann die Schule zurecht als die erste „große und nachhaltige Zwangsinstitution“ im Leben festgehalten werden.

Gerade in einer immer heterogener werdenden Gesellschaft gehört es zu den Kernaufgaben der Schule, chancengleiche Teilhabe für alle zu ermöglichen, ungeachtet der ethnischen und sozialen Herkunft, des Geschlechts, der Hautfarbe, der sexuellen, religiösen Orientierung oder einer Behinderung. Rassismus- und Diskriminierungsprävention bzw. Diskriminierungsschutz sind genuine Aufgaben der Schule. Aus der Fülle der Möglichkeiten seien hier einige Ansätze erwähnt, wie Schule zu einem aktiven diskriminierungssensiblen Zusammenleben beitragen kann.

Diskriminierende Sprachverwendung überprüfen

Zunächst gilt es, Lehrwerke für den schulischen Unterricht daraufhin zu prüfen, wie sie Menschen mit Migrationshintergrund/Zuwanderungsgeschichte sowie andere Minderheiten darstellen und ob dabei auf Stereotype – sowohl negative als auch positive – Bezug genommen wird. So wurde beispielsweise in einer qualitativen Untersuchung von 65 Schulbüchern für die Sekundarstufe I in fünf Bundesländern erkennbar, dass Personen mit Zuwanderungsgeschichte überwiegend als „gering gebildet“ dargestellt wurden, während auf der anderen Seite hochqualifizierte Fachkräfte mit Zuwanderungsgeschichte kaum eine Erwähnung fanden. Insofern sind Lehrkräfte aufgefordert, sensibel für solche stereotype Darstellungen zu sein und Strategien zum Abbau dieser zu entwickeln: Sie könnten beispielsweise im Unterricht in ihrer Klasse Schüler*innen genau auf diese Stereotype hinweisen, ihre Einseitigkeit unterstreichen sowie eine differenzierte Sichtweise vermitteln; oder aber gleich auf alternatives Unterrichtsmaterial zurückgreifen (vgl. SVR 2017). Um einer Normalisierung solcher Stereotype entgegenzuwirken, ist ein reflektierter Umgang damit von großer Bedeutung, denn Schulbücher haben eine autoritative Kraft; sie stellen oft Ausdruck eines (vermeintlich) abgesicherten Wissens dar und gehen in das unhinterfragte Weltwissen der Schüler*innen ein (vgl. für das folgende Uslucan 2021).

Ferner zeigen in diesem Kontext psychologische Studien, dass bspw. Vorurteile und Stereotype nicht einfach dadurch verändert werden, dass man Menschen einfach mehr objektive Fakten präsentiert, sondern vielmehr ist es notwendig, diesen Gelegenheiten zu geben, selber die Fakten zu entdecken. Die starke Einbindung und das eigenständige Entdecken sind daher auch bei schulischen Präventionsmaßnahmen erfolgsversprechend.

Auch die Tatsache, dass insbesondere Medien durch ihre Meinungs- und Deutungshoheit eine starke einbindende, aber auch ausgrenzende, Wirkung erzeugen können, kann im Unterricht

kritisch aufgenommen werden. Fragestellungen hierbei könnte sein: Wo sind in einer Berichterstattung pauschale Zuschreibungen und verkürzende Bilder vorhanden? Wie relevant ist bspw. die explizite Betonung von Migrationshintergrund, Herkunft oder Religionszugehörigkeit, wenn sie ursächlich mit dem berichteten Ereignis kaum zu tun hat. Folgerichtig sollten daher sowohl Lehrkräfte als auch Schüler*innen im Unterricht explizite negative und insbesondere gruppenbezogene Zuschreibungen vermeiden, weil diese der Entwicklung von Vorurteilen Vorschub leisten (so etwa „Jungen sind ...“, „Mädchen sind ...“, „Migrant*innen sind...“ etc.). Generell sollten Kategorisierungen entlang sozialer Trennlinien wie etwa Migrationshintergrund oder -geschichte selten verwendet werden, um nicht eine verfestigte Differenz von „Wir“ und „Ihr“ entstehen zu lassen.

Individuelle und kollektive Stärkung der Schüler*innen

Auf der individuellen Ebene haben sich sogenannte „Implementation Intentions“ gut bewährt; d.h. man nimmt sich explizit vor, bspw. keine stereotype Bewertung vorzunehmen, wenn diese tendenziell „lauert“. Das bedeutet konkret, bewusst darauf zu achten, bspw. keine Assoziation von „ausländisch“ und „gefährlich“, oder bei Schüler*innen mit nichtdeutscher Herkunft keine Assoziation zu „leistungsschwach“ etc. herzustellen. In Experimenten konnte gut gezeigt werden, dass diese Art des Gedankenstopps positive Wirkungen zeigte (vgl. Stewart & Payne 2008). Diese Maßnahmen gelten sowohl für Lehrkräfte selbst in ihrem Umgang in der Klasse als auch als Unterrichtsübung bei den Schüler*innen.

Auf der kollektiven Ebene hat sich die u. a. von Elliot Aronson (Aronson et al. 2008) entwickelte Jigsaw-Methode im Klassenzimmer bewährt: Die Jigsaw-Methode geht von der Annahme aus, dass die Kooperation und gegenseitige Abhängigkeit von Schüler*innen helfen, wechselseitige Vorurteile abzubauen bzw. diese erst gar nicht entstehen zu lassen und das Selbstwertgefühl zu stärken. Dabei werden

Schüler*innen in Unterrichtskontexten in heterogene Gruppen eingeteilt. Besteht eine Gruppe bspw. aus sechs Personen, wird auch der Lehrstoff in sechs Teile unterteilt. Jede Person erhält einen Antwortteil des Lehrstoffs, der für die anderen nicht zugänglich ist. Um jedoch den gesamten Lehrstoff lernen zu können, müssen die einzelnen Aufgabenteile zusammengefügt werden. Die Schüler*innen sind also aufeinander angewiesen und müssen zusammenarbeiten, um die Aufgabe erfolgreich zu meistern. Mehrere Experimente zeigten, dass durch diese Art der Zusammenarbeit Stereotype abgebaut wurden sowie die Sympathie für die einzelnen Gruppenmitglieder zunahm. Gleichzeitig war eine Verbesserung der Schüler*innenleistungen zu beobachten (vgl. Beelmann, Heinemann & Saur 2009). Auch auf den Schulhöfen hatten die Teilnehmenden der Jigsaw-Methode häufigeren Kontakt zu Mitschüler*innen unterschiedlicher ethnischer Herkunft. Das Zusammenarbeiten für ein gemeinsames Ziel hatte die Wahrnehmung von Eigengruppe und Fremdgruppe, also von „Wir“ und „Ihr“, aufgehoben.

Gewaltfreie Kommunikation einüben

Die Gewaltfreie Kommunikation (GfK) nach Marshall B. Rosenberg (2013) ist ein weiteres gut evaluiertes Mittel, wie in der Schule sowohl ein besserer Zugang zu sich selbst, aber auch zu relevanten Sozialpartner*innen erworben werden kann. Die zentralen Bestandteile der GfK sind das Erkennen, Unterscheiden und Ausdrücken von Beobachtungen, Gefühlen, Bedürfnissen und Bitten. Gerade weil es bei der GfK nicht primär um die Vermittlung von Lerninhalten, sondern um die Vermittlung von gesellschaftlichen Werten geht, die unabhängig von Migrationshintergrund oder -geschichte, Kultur, Religion/Weltanschauung, Tradition, Geschlecht etc. Gültigkeit beanspruchen, ist sie geeignet, auch vorurteils- bzw. diskriminierungspräventiv zu wirken. Zielsetzung von GfK ist es, an inneren Haltungen, Verhaltens- und Denkmustern zu arbeiten und vor allem auf solche Gefühle und Gedanken zu fokussieren, die im Schulalltag die Verständigung und die Kooperation mit anderen behindern.

Zentrale Inhalte sind Authentizität und Respekt sich selbst und anderen gegenüber sowie die Förderung einer einfühlsamen Haltung, die letztlich das Selbstvertrauen sowie das Vertrauen in andere Menschen stärkt sowie das soziale Bedürfnis nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit kultiviert. Insbesondere für Schulen bzw. Regionen, die stark von kultureller und sozialer Vielfalt geprägt sind, kann sich GfK als sehr effektiv erweisen. Zugleich wird durch GfK das emotionale Sprachrepertoire der Schüler*innen erweitert: Es geht um Antworten auf die Frage: „Wie kann ich mein Bedürfnis ausdrücken, ohne andere zu verletzen?“ Als „Nebeneffekt“ lässt sich zeigen, dass über die Förderung eines achtsamen Umgangs mit sich und anderen auch mittelbar eine Steigerung der Konzentrationsfähigkeit erfolgt (vgl. Jose 2016).

Allerdings ist kritisch anzumerken, dass die GfK keine Analyseperspektive bietet, die gesellschaftlichen und strukturellen Dimensionen von Diskriminierung und Rassismus und die ungleichen Machtverhältnisse in der Gesellschaft und auch in der Verwendung von Sprache in den Blick zu nehmen. Aus der GfK-Perspektive besteht eine Änderungsnotwendigkeit der Individuen, die eine sensiblere

bzw. nicht verletzende Sprache verwenden sollten. Wir brauchen jedoch, auch jenseits von Bildungskontexten, ein gesamtgesellschaftlich größeres Bewusstsein für diskriminierende Sprachverwendung; und darüber hinaus einen wirksameren und durchsetzungsstarken juristischen Diskriminierungsschutz für Betroffene. Die GfK kann daher nur einen Teilbeitrag im Kontext der Diskriminierungsprävention und -intervention leisten, aber einen wichtigen, denn sie kann dazu beitragen, dass mehr Menschen eine sensiblere bzw. nicht verletzende Sprache verwenden.

Fazit

Zusammenfassend lassen sich die Vielzahl der Präventions- und Interventionsmaßnahmen in der Schule danach klassifizieren, ob sie primär a) Wissen vermitteln, b) individuelle Kompetenzen, wie etwa Empathiefähigkeit, Perspektivübernahme etc., trainieren oder c) Kontakte fördern (vgl. Beelmann, Heinemann & Saur 2009: 437). Jedoch sind diese Formen natürlich nicht exklusiv; möglicherweise steigt ihre Effektivität, wenn in Unterrichtskontexten alle drei Aspekte gebündelt vorkommen. Leider fehlen hierzu noch spezifische Evaluationen; allenfalls gibt es einige Belege hinsichtlich der positiven Wirkung von integrierter Beschulung und kooperativem Gruppenunterricht (vgl. Koch & Dollase 2009).

Nicht zuletzt ist hier – jenseits der Fokussierung auf Schule – auch an das kritische Selbstverständnis einer demokratisch-menschenrechtlichen Gesellschaft zu appellieren: Nimmt man die Prävention sowie den Abbau von Diskriminierung wirklich ernst, dann ist auch an eine Stärkung der Mechanismen der Selbstbeobachtung, eine intensivere (finanzielle wie ideelle) Förderung von Institutionen (wie etwa neutrale Antidiskriminierungsbüros, entsprechende Beratungseinrichtungen) zu denken, die immer wieder die Deutungshoheit von Schule, Politik, Medien etc. kritisch hinterfragen.

Literatur:

- Aronson, E., Wilson, T. D. & Akert, R. M. (2008): Sozialpsychologie. Pearson: München.
- Beelmann, A., Heinemann, K. S. & Saur, M. (2009): Interventionen zur Prävention von Vorurteilen und Diskriminierung. In A. Beelmann & K. Jonas (Hrsg.), Diskriminierung und Toleranz: Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven (S. 435-461). Wiesbaden: VS – Verlag.
- Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) (2022): Rassistische Realitäten: Wie setzt sich Deutschland mit Rassismus auseinander? Auftaktstudie zum Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa), Berlin.
- Jose, M. (2016): Positive Psychologie und Achtsamkeit im Schulalltag. Wiesbaden: Springer.
- Koch, K.-C. & Dollase, R. (2009): Diskriminierung im Kontext von Bildung und Bildungskarrieren. In A. Beelmann & K. Jonas (Hrsg.), Diskriminierung und Toleranz: Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven (S. 337-355). Wiesbaden: VS – Verlag.
- Rosenberg, M. B. (2013): Gewaltfreie Kommunikation. Eine Sprache des Lebens. Junfermann Verlag, Paderborn.
- Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR-Forschungsbereich) (2017) (Eds.): Vielfalt im Klassenzimmer. Wie Lehrkräfte gute Leistung fördern können. Berlin: SVR.
- Stewart, B. D. & Payne, B. K. (2008): Bringing Automatic Stereotyping Under Control: Implementation Intentions as Efficient Means of Thought Control. *Personality and Social Psychology Bulletin* 34 (10):1332-45.
- Uslucan, H.-H. (2021): Schule als Orientierungsort und als Ort der Prävention von Orientierungslosigkeit. Gutachten zum 26. Deutschen Präventionstag 2021. In Heinzelmänn & Marks (Hrsg.), Prävention orientiert! ... planen ... austauschen. S. 133-158. Forum Verlag Godesberg GmbH.

Kontakt

Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan
vollständige Kontaktdaten siehe S. 15



„Ich bin deine Stimme, bis deine eigene laut genug ist“ Mehrsprachigkeit als Empowerment – unterwegs mit Kölns Integrationslots*innen

von Elizaveta Khan für den Projektverbund der Integrationslots*innen

Fatima sitzt lächelnd an der Seite einer jungen Mutter im Wartezimmer. Sie hat dieser gerade geholfen, die Kita-Anmeldung auszufüllen. „Es ist gar nicht so schwer, wenn man es Schritt für Schritt macht“, flüstert sie auf Arabisch. Die junge Mutter atmet erleichtert auf – ein Moment, der weit mehr ist als ein Gang zu einer Behörde. Es ist ein Moment, in dem sich zeigt, welche wichtige Bedeutung nicht nur die sprachliche Übersetzung, sondern auch die emotionale Begleitung durch die Kölner Integrationslots*innen haben kann.

Das Projekt „Integrationslots*innen“ gibt es in Köln seit 2009. Ehrenamtliche begleiten Menschen, die neu in der Stadt sind, zu Behörden, Schulen, medizinischen Terminen oder Wohnungsgesprächen. Sie übersetzen nicht nur Worte, sondern auch Körpersprache, Erwartungen und Regeln. Sie bieten Begleitung bei Diskriminierung, weisen auf Beratungsangebote hin und öffnen Zugänge zu Strukturen, die sonst für Menschen, die wenig oder keine Deutschkenntnisse haben, nur schwer zu erschließen sind.

Viele der Engagierten kennen diese Situation aus eigener Erfahrung: Sie sind selbst mit Migration, Mehrsprachigkeit und dem Prozess des Ankommens vertraut. Dass Mehrsprachigkeit in einem überwiegend monolingual geprägten Land wertgeschätzt wird, ist keine Selbstverständlichkeit. Während Englisch und Französisch häufig positiv bewertet werden, werden Sprecher*innen von Türkisch oder Kurdisch mitunter noch dazu aufgefordert, „doch bitte Deutsch zu sprechen“. Dabei ist Mehrsprachigkeit weit mehr als nur eine kommunikative Fähigkeit – sie ist ein Mittel zur Teilhabe, ein Schlüssel zu Empowerment.

„Mehrsprachigkeit ist kein Handicap von Einwanderern mit Integrationsproblemen; sie ist eine der Grundvoraussetzungen für eine moderne Gesellschaft“, hält auch Claudia Maria Riehl, Leiterin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der Ludwig-Maximilians-Universität München, fest.

Empowerment durch Mehrsprachigkeit – Erkenntnisse aus der Forschung

Aktuelle Forschung zeigt, dass Mehrsprachigkeit kognitive, soziale und kulturelle Vorteile mit sich bringt. Sie fördert nicht nur Gehirnleistung und Kreativität, sondern stärkt auch Empathie und interkulturelle Kompetenzen. Solche Fähigkeiten sind eine wichtige Ressource für Empowerment – sowohl individuell als auch gesellschaftlich.

- Eine neuere Studie des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache und des Goethe-Instituts stellt fest, dass viele Teilnehmende in Integrationskursen das höchste Sprachniveau (B1) schwer erreichen – A2 wäre realistischer. Dennoch zeigen solche Kurse eine positive Wirkung auf die Integration in den Arbeitsmarkt, insbesondere für Frauen und schutzsuchende Menschen in Deutschland.

- Kognitive Vorteile der Mehrsprachigkeit sind zahlreich: Menschen, die mit mehreren Sprachen aufwachsen, zeigen erhöhte Konzentrationsfähigkeit, bessere Aufmerksamkeitssteuerung und schnelleres Erkennen sprachlicher Strukturen, etwa beim Lesenlernen. Zusätzlich fördert Mehrsprachigkeit kreatives Denken – mehrsprachige Personen schneiden in Tests zur sprachlichen Originalität und figuralen Kreativität besser ab als monolinguale Menschen.
- Mehrsprachigkeit und Empathie hängen eng zusammen: Eine Studie der University of Chicago zeigt, dass Kinder in mehrsprachigen Umgebungen besser Perspektivenwechsel vollziehen und soziale Kompetenz sowie Empathie entwickeln.
- Eingeschränkte und oft widersprüchliche Haltungen im schulischen Kontext: Eine aktuelle Studie zeigt, dass viele Lehrkräfte Mehrsprachigkeit skeptisch begegnen. Sie glauben, dass sie die Deutschkompetenz gefährde – obwohl wissenschaftlich belegt ist, dass Familiensprachen den Erwerb der Bildungs- oder Zweitsprache unterstützen.
- Der Sachverständigenrat für Integration und Migration (SVR) hat festgestellt: Migrantisch geprägte Organisationen (MSO), deren Hauptressource die Mehrsprachigkeit ist, bieten eine Vielzahl an Unterstützungsfeldern – von Kinder- und Jugendarbeit über Bildungsangebote bis zur Beratung schutzsuchender Menschen. Zwischen Empowerment, Kooperation und Professionalisierung pendelnd, leisten sie einen wesentlichen Beitrag zur gesellschaftlichen Teilhabe.

Zahlen, die Menschen verbinden

Allein 2024 haben die Integrationslots*innen in Köln über 6.800 Menschen begleitet – in 2.327 Einsätzen in verschiedenen Sprachen, von Ukrainisch über Dari bis Somali oder Türkisch. Sie übersetzten Amtsbriefe, erklärten medizinische Berichte und unterstützten beim Elternsprechtag. Die Einsätze dauern zwischen 30 Minuten und fünf Stunden. Viele Lots*innen durchqueren die ganze Stadt, um Menschen dort zu erreichen, wo sie gerade sind. Die Koordination erfolgt durch fünf Träger, finanziert und organisiert von der Stadt Köln. Mit einem jährlichen Budget von 33.000 € wird das Projekt ermöglicht – eine vergleichsweise moderate Summe, die eine große Wirkung entfaltet. Doch das Geld reicht nicht, um alle Einsätze zu honorieren. Viele Lots*innen engagieren sich weiterhin – aus Überzeugung: „Wenn ich helfen kann, dann mache ich es. Ich erinnere mich noch genau, wie es war, als ich selbst neu in Köln war.“, sagt Rahéd, seit fünf Jahren dabei.

Empowerment in Aktion – Teilhabe in jeder Sprache

Bei jedem Termin, ob Kita, Schule oder Behörde, schaffen die Integrationslots*innen einen Raum, in dem Menschen ernst genommen und verstanden werden. Sie geben Sicherheit und Orientierung. Sie stärken das Selbstvertrauen und geben eine Stimme – bis die eigene Stimme laut genug ist.

Ihre Mehrsprachigkeit ist weit mehr als eine praktische Fähigkeit. Sie ist eine Brücke zur Verwaltung, zur Bildung, zur Gesundheitsversorgung – aber auch zur kulturellen Anerkennung, zur Selbstwirksamkeit und zur gesellschaftlichen Teil-



Ein Einblick in die Praxis der Integrationslots*innen

Ich bin Samira, 36 Jahre alt, und seit vier Jahren Integrationslotsin in Köln. Als ich vor 15 Jahren aus Marokko nach Deutschland kam, hatte ich niemanden, der mich durch den Behördenwirrwarr führte. Ich lernte die Sprache Stück für Stück – und schwor mir, Anderen diesen Weg leichter zu machen. Heute spreche ich vier Sprachen fließend und nutze sie, um Brücken zu bauen.

Viele denken, meine Aufgabe als Integrationslotsin sei nur, zu übersetzen. Aber das stimmt nicht. Ich will nicht, dass die Menschen mich immer brauchen – ich will, dass sie selbst stark werden. Wenn ich heute mit Laila zum Jobcenter gehe, erkläre ich ihr nicht nur, was die Sachbearbeiterin sagt, sondern auch, wie sie die Formulare selbst ausfüllen kann. Beim nächsten Mal macht sie es alleine. Genau das ist Empowerment: Selbstvertrauen wächst, wenn man die eigenen Fähigkeiten nutzt. Ich erinnere mich an eine ältere Frau aus Syrien, die Angst hatte, allein zum Arzt zu gehen. Nach drei Terminen trafen wir uns zufällig in der Praxis, die ich auch als Patientin aufsuche; sie kam ohne mich und winkte mir aus dem Wartezimmer. Das sind die kleinen Siege, die mich tragen.

Es gibt auch Herausforderungen – natürlich. Es passiert an sich jedes Jahr, dass das Budget knapp wird und wir keine Aufwandsentschädigungen erhalten können. Manche Lots*innen hören auf, weil sie es sich nicht leisten können, denn wir fahren ja auch viele Wege, und ein Einsatz kann bis zu einem halben Tag dauern. Auch erleben wir in der Praxis diskriminierende Situationen. Zum einen, wenn die Personen, die wir begleiten, schlecht behandelt werden, weil sie noch nicht ausreichend Deutsch sprechen, und zum anderen auch gegenüber uns. Ich erlebe oft, dass ich als Schwester oder Tante wahrgenommen werde, obwohl ich doch gar nicht mit den Menschen verwandt bin. Da hilft nur: Selbstbewusstsein und ein Namensschild, damit direkt deutlich wird, dass ich als begleitende Person dabei bin und eine Organisation hinter mir steht.

Wir wissen, wie wichtig unsere Arbeit ist und geben nicht auf – gerade jetzt, wo so viele Menschen aus der Ukraine, Afghanistan oder anderen Kriegsgebieten in Köln ankommen. Deswegen machen wir weiter. Ich sage oft zu den Menschen, die ich begleite: „Ich bin deine Stimme, bis deine eigene laut genug ist.“ Und irgendwann höre ich sie dann: klar, fest und selbstbewusst. An diesem Tag weiß ich: Es lohnt sich.



habe. Es ist dieser Teilhabeaspekt, der Mehrsprachigkeit zum Empowerment macht: Menschen, die oft marginalisiert sind, erleben durch sprachliche Unterstützung, dass sie gesehen und gehört werden. Und sie erleben, wie ihre Sprachen und Identitäten nicht nur relevant sind, sondern eine wichtige Ressource.

Mehrsprachigkeit ist mehr als Kommunikation. Sie ist Empowerment. In Köln zeigt sich das besonders eindrücklich: Integrationslots*innen ermöglichen Teilhabe – in jeder Sprache, mit jeder Erfahrung.

Quellen:

Cindark, I. et al. (2019): Perspektive Beruf. Mündliche Kompetenz von Teilnehmenden an Integrationskursen und Vorschläge für die Praxis, Kooperation des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) und des Goethe-Instituts.

https://ids-pub.bs2-bw.de/frontdoor/deliver/index/docId/9202/file/Cindark_et_al._Perspektive_Beruf_2019.pdf

D'Souza, D., Brady, D., Haensel, J. X. et al. (2021): Early bilingual experience is associated with change detection ability in adults. Sci Rep 11, 2068. <https://www.nature.com/articles/s41598-021-81545-5>

Forschungsbereich beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR-Forschungsbereich) 2020: Vielfältig engagiert – breit vernetzt – partiell eingebunden? Migrantenorganisationen als gestaltende Kraft in der Gesellschaft, Berlin. https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/01/SVR-FB_Studie_Migrantenorganisationen-in-Deutschland.pdf

Dr. Kinzler, Katherine (2021): "How Language Shapes Your Identity", Being Well Podcast. <https://rickhanson.com/being-well-podcast-how-language-shapes-your-identity-with-dr-katherine-kinzler/>

Klie, Anna Wiebke (2021): „Zwischen Empowerment, Kooperation und Abhängigkeit Migrantenselbstorganisationen als Integrationsakteure in Deutschland“, APuZ. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/flucht-und-migration-2024/555935/zwischen-empowerment-kooperation-und-abhaengigkeit/>

Lange, S. D., Huxel, K., Then, D. et al. (2025): Soziale Teilhabe in mehrsprachigen Klassenzimmern? Überzeugungen von Grundschullehrkräften zum Einbezug von Mehrsprachigkeit im Unterricht. Z f Bildungsforsch 15, 525–547.

<https://link.springer.com/article/10.1007/s35834-025-00493-6>

Weiterführende Literatur:

Mehrsprachigkeit: <https://mediendienst-integration.de/integration/mehrsprachigkeit.html>

Panagiotopoulou, Argyro (2016): Mehrsprachigkeit in der Kindheit. Perspektiven für die frühpädagogische Praxis. Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte, WiFF Expertisen, Band 46. München. https://www.weiterbildungsinitiative.de/fileadmin/Redaktion/Publikationen/old_uploads/media/Exp_Panagiotopoulou_web.pdf

Prof. Dr. Riehl, Claudia Maria (2022): Sprachjongleure. Aufbruch in ein neues Leben: Linguistin Claudia Maria Riehl erforscht, wie Mehrsprachigkeit für Kinder und Jugendliche zum Türöffner in einem anderen Land wird.

<https://www.lmu.de/de/newsroom/newsuebersicht/news/sprachjongleure.html>

Rückl, Michaela [Hrsg.] (2016): Sprachen und Kulturen: vermitteln und vernetzen. Beiträge zu Mehrsprachigkeit und Inter-/Transkulturalität im Unterricht, in Lehrwerken und in der Lehrer/innen/bildung. Münster; New York: Waxmann

https://www.pedocs.de/volltexte/2017/15135/pdf/Rueckl_2016_Sprachen_und_Kulturen.pdf

Kontakt

Elizaveta Khan
inhaus e. V. – Interkulturelles Zentrum



Deutschland mit COSMO besser verstehen – in neun verschiedenen Sprachen

von Tommaso Pedicini

Bei COSMO, dem internationalen Programm des WDR, spricht man nicht nur Deutsch, sondern auch viele andere Sprachen, darunter Arabisch, Griechisch, Italienisch, Kurdisch, Polnisch, Russisch, Spanisch, Türkisch und die Sprachen Südosteuropas: Bosnisch, Kroatisch und Serbisch. Als größtes mehrsprachiges – von WDR und rbb gemeinsam ins Leben gerufene – Projekt der ARD bietet COSMO unter anderem tägliche und wöchentliche Podcasts sowie Facebook-Seiten an, die die wichtigsten Themen und Debatten direkt aus den jeweiligen Communities aufgreifen und vertiefen.

Ich bin seit 2022 Koordinator der Sprachen-Redaktionen von COSMO in Köln und tief davon überzeugt, dass diese mehrsprachigen Angebote genau die richtige Antwort sind auf die vielen offenen Herausforderungen eines „Einwanderungslandes“ wie Deutschland.

Podcasts und mehr in neun verschiedenen Sprachen

Im Rahmen einer Programmreform von COSMO 2022 haben wir unsere seit Jahren, zum Teil seit Jahrzehnten bestehenden Radiomagazine zu modernen Podcasts auf neun verschiedenen Sprachen weiterentwickelt: Italienisch, Türkisch, Serbisch/Kroatisch/Bosnisch, Russisch, Polnisch, Arabisch, Kurdisch, Spanisch und Griechisch. Neun Podcasts, die jederzeit flexibel über die bekanntesten Podcast-Plattformen, z. B. in der ARD Audiothek, zu finden sind und gleichzeitig weiterhin zu den gewohnten Uhrzeiten im Radio auf den COSMO-Frequenzen laufen. Für eine bessere Auffindbarkeit in den Suchmaschinen und in den sozialen Medien haben wir unsere alten und traditionsreichen Formate, wie zum Beispiel *Radio Colonia* oder *Köln Radyosu*, in *COSMO italiano* und *COSMO türkce* umbenannt. Außerdem bietet *WDRforyou* digitale Formate auf Arabisch und Farsi an. Somit decken wir die Sprachen der größten und zum Teil seit Jahrzehnten ansässigen migrantischen Communities in Deutschland ab.

Durch unser Programm möchten wir so viele Menschen wie möglich aus den unterschiedlichen Communities erreichen und ihnen einen öffentlich-rechtlichen Bezugspunkt in ihren Herkunftsbzw. Familiensprachen anbieten. Dabei geht es nicht nur um Informationsweitergabe. Die erste Sprache, die wir lernen, mit der wir aufwachsen, die in unserer Familie gesprochen wird, ist auch eng verbunden mit Erinnerungen, Sehnsüchten und der eigenen Identität. Ich glaube, dass jeder Mensch, der im Ausland lebt – sei es seit wenigen Monaten oder seit Jahrzehnten – eine besondere, manchmal sehr intime Beziehung zu der eigenen Herkunftsbzw. Familiensprache entwickelt hat. Für mich zum Beispiel ist Italienisch die Sprache meiner Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend, und heute ist sie die Sprache, in der ich träume oder fluche. Sie ist auch die Sprache, die ich mir als Soundtrack meines Alters wünsche.

Communities informieren und zugleich ein Heimatgefühl vermitteln

Mit unseren neun Sprachen-Podcasts wollen wir unsere unterschiedlichen Communities in Deutschland vermehrt über den digitalen Weg erreichen – sie informieren, aber ihnen zugleich auch ein Heimatgefühl vermitteln.

Unsere Zielgruppen sind vorwiegend die in Deutschland neu angekommenen Migrant*innen aus den europäischen Nachbarländern sowie aus der Türkei, aus Russland und der Ukraine, aus Ländern des östlichen Mittelmeerraums und sogar aus Lateinamerika. Die Deutschkenntnisse dieser Menschen sind oft gering und sie brauchen eine Orientierung in der deutschen Gesellschaft und in der deutschen Politik.

Bereits unsere Kolleg*innen der 1960er- und 1970er Jahre boten einen Orientierungsservice an – damals in Programmen für die italienischen, türkischen oder jugoslawischen Gastarbeiter*innen. Heute erreichen wir die verschiedenen Communities in ihren Herkunftsbzw. Familiensprachen über unsere neun Podcasts mit vielfältigen Themen: Wir berichten über Politik, Gesellschaft und kulturelle Angebote und ermöglichen ihnen zudem, sich in ihrer eigenen Sprache in Deutschland zuhause zu fühlen. Unser Versprechen, unser „Mission Statement“ wie es so schön heißt, ist: „Mit uns verstehst du Deutschland besser... In deiner Sprache“.

Die Sprachen-Podcasts von COSMO sind in der ARD Audiothek und allen gängigen Podcast-Plattformen abrufbar:

<https://www1.wdr.de/radio/cosmo/sprachen/index.html>

Kontakt

Tommaso Pedicini
tommaso.pedicini@wdr.de





„Unterwegs“ – Dokumentartheater-Fortbildung für Lehrkräfte und Theaterprojekt für Jugendliche mit Fluchtgeschichte aus internationalen Förderklassen (IFK)

Im Jahr 2026 wird wieder ein Eindrücke-Heft – diesmal zum Projekt „UNTERWEGS“ erscheinen. Die Veröffentlichung dokumentiert das Dokumentartheater-Projekt mit Jugendlichen aus internationalen Förderklassen sowie die begleitende Fortbildung für Lehrkräfte. Das Heft gibt dabei intensive Einblicke in den gemeinsamen Arbeitsprozess von Jugendlichen, Lehrkräften, Theaterpädagog*innen und weiteren Beteiligten und macht künstlerische wie pädagogische Zugänge sichtbar. Versammelt werden Eindrücke aus der Projektarbeit, methodische Ansätze, Reflexionen und ausgewählte Materialien aus der Praxis. Im Mittelpunkt stehen biografisches Theater, Mehrsprachigkeit und eine traumasensible pädagogische Haltung im Zusammenspiel von Schule, Theater und Museum.



Sprachdiagnostik für mehrsprachige Kinder, Jugendliche und Erwachsene

Christina Winter / Marco Triulzi / Erol Hacisalihoğlu / Abdullah Bakkar

Im Jahr 2026 erscheint ein Projektbericht zur Sprachdiagnostik in mehrsprachigen Kontexten. Der Projektbericht bietet eine systematische Übersicht bestehender Sprachdiagnostikverfahren für Kinder, Jugendliche und Erwachsene und nimmt deren Eignung für mehrsprachige Lebens- und Bildungssituationen in den Blick. Im Fokus stehen Potenziale und Grenzen überwiegend monolingual ausgerichteter Verfahren sowie Möglichkeiten einer mehrsprachigkeitsorientierten Übertragung. Ziel der Veröffentlichung ist es, pädagogische Fachkräfte bei der Auswahl, Bewertung und Anwendung geeigneter Diagnoseinstrumente zu unterstützen.

Link für alle neuen Publikationen: www.zmi-koeln.de/publikationen-2/



Sprachfest 2025

Postmigration und Mehrsprachigkeit im Fokus

Am 18. Februar 2025 fand das jährliche Sprachfest des ZMI – Zentrum für Mehrsprachigkeit und Integration in Kooperation mit der Volkshochschule Köln erneut im FORUM Volkshochschule am Neumarkt statt. Rund 220 Teilnehmende aus Bildung, Verwaltung, Politik und Kultur sowie Vertreter*innen von Migrant*innenselbstorganisationen folgten der Einladung, um gemeinsam über die Rolle von Mehrsprachigkeit in der postmigrantischen Gesellschaft zu diskutieren.

Seit 2009 bietet das Sprachfest eine Plattform für die facettenreichen mehrsprachigen und interkulturellen Aktivitäten von Kölner Kindertagesstätten, Schulen und zahlreichen weiteren öffentlichen sowie privaten Institutionen. Mit einem abwechslungsreichen Programm aus Vorträgen, Diskussionen und künstlerischen Beiträgen richtet sich das Fest insbesondere an die Fachöffentlichkeit aus Bildung, Kultur und Medien.

Anknüpfend an das Vorjahr stand das Sprachfest 2025 unter dem thematischen Leitmotiv „Postmigration und Mehrsprachigkeit im Fokus“. Die Veranstaltung wurde musikalisch mit dem Beitrag „Klänge der Vielfalt – der 21-Türchen-Kalender 2025“ eröffnet. Im Anschluss begrüßte Oberbürgermeisterin Henriette Reker die Gäste, gefolgt von einem Grußwort der nordrhein-westfälischen Ministerin für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration (MKJFGFI), Josefine Paul.

Den fachlichen Auftakt bildete ein inspirierender Vortrag von Prof. Dr. Aysun Doğmuş von der TU Berlin, die unter dem Titel

„Was heißt (mehrsprachiges) Sprechen in der postmigrantischen Gesellschaft?“ zentrale Herausforderungen und Perspektiven für mehrsprachige Bildungsprozesse beleuchtete.

Im Rahmen der anschließenden Podiumsdiskussion tauschten sich hochkarätige Expert*innen über das Thema „Mehrsprachigkeit und Postmigration im Fokus“ aus. Zu den Diskutierenden zählten Aslı Sevindim (MKJFGFI), Dr. Marie Batzel (VHS Köln) sowie Prof. Dr. Aysun Doğmuş. Die Moderation der spannenden Diskussion übernahm Bettina Baum vom ZMI.

Ein künstlerischer Höhepunkt war die Zusammenfassung der Veranstaltung in einem Poetry-Slam durch die Performance-Künstlerin und Slam-Poetin Dominique Macri. Mit ihrem poetischen Live-Recording setzte sie einen emotionalen Schlusspunkt unter das inhaltliche Programm.

Beim anschließenden Get-together und dem „Markt der Möglichkeiten“ boten zahlreiche Institutionen Infostände an – darunter die Interkulturellen Zentren Köln, die Landesstelle Schulische Integration, LehrkräftePlus, das MKJFGFI, die VHS Köln und das ZMI. Bei Getränken und einem kleinen Imbiss nutzten viele Gäste die Gelegenheit zum persönlichen Austausch und Netzwerken.

Das Sprachfest 2025 zeigte erneut, wie wertvoll Räume für Dialog, Sichtbarkeit und Kooperation im Kontext von Mehrsprachigkeit und postmigrantischer Gesellschaft sind. ▲



Sprachfest 2025 – Impressionen







Samen von Lampedusa – Ein Projekt für Menschlichkeit und Hoffnung

Migration und Flucht gehören zu den drängendsten Themen unserer Zeit. Doch sie sind mehr als politische Schlagwörter. Sie sind Geschichten von Menschen, von Hoffnung, Verlust und Neubeginn. Mit dem Projekt „Samen von Lampedusa“ hat die Erzbischöfliche Papst-Johannes-XXIII.-Gesamtschule in Pulheim-Stommeln gemeinsam mit europäischen Partnern einen eindrucksvollen Raum geschaffen, um über genau diese Geschichten zu sprechen – und ihnen ein Gesicht zu geben.

Im Rahmen des Projekttages „Reise und Grenzen – Entwicklungspotentiale jenseits der physischen und kulturellen Grenzen“ am 07. April 2025 wurde die Aula der Schule zum Begegnungsort. Organisiert von Frau Tiziana Miceli in Zusammenarbeit mit dem Comitato Tre Ottobre, dem ZMI Köln, dem Netzwerk Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage, der Aktion Neue Nachbarn, dem Landesintegrationsrat NRW, der Seebrücke Brühl und getragen vom Engagement der gesamten Schulgemeinschaft wurde der Projekttag zu einem eindrucksvollen Beispiel gelebter Solidarität. Die Schüler*innen beschäftigten sich dabei intensiv mit Migration, Menschenrechten und Integration.

Zentrale Grundlage war das Buch *I ragazzi hanno grandi sogni* von Ali Ehsani – eine bewegende Geschichte über Flucht und Hoffnung. Dass die Schüler*innen den Autor persönlich treffen und befragen durften, machte das Gelesene lebendig und tiefgreifend erfahrbar.

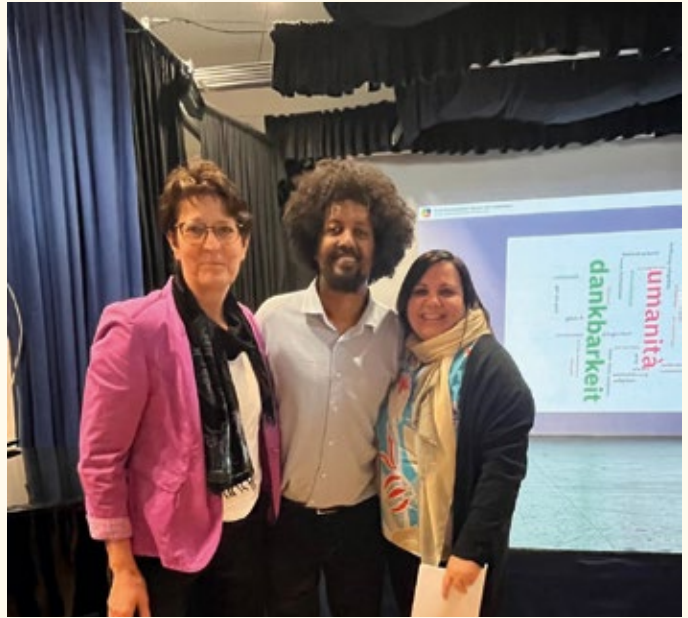
Der Projekttag wurde bereichert durch hochkarätige Gäste wie Tareke Brhane, Vorsitzender des Comitato 3 Ottobre, Irene Turcato, Leiterin des Bildungsbereichs des Komitees, sowie Mamadou Kouassi, dessen eigene Fluchtgeschichte die Vorlage für den preisgekrönten Film *Ich Capitano* lieferte. Ihre Berichte und ihr Engagement machten deutlich: Hinter jeder Flucht steht ein Mensch – mit Träumen, Schmerzen, Hoffnungen.

Die Filmvorführung von *Ich Capitano* am Nachmittag war nicht nur emotionaler Höhepunkt des Projekttages, sondern auch ein Appell: Flucht ist keine abstrakte Bewegung von Menschenmassen, sondern ein zutiefst individuelles Schicksal. Die Schüler*innen reagierten mit stillem Respekt – und tiefem Nachdenken.

Doch das Projekt war mehr als Zuhören und Verstehen. Es war auch ein Zeichen europäischer Verbundenheit: Schüler*innen aus Paris, Köln, Bonn und Düsseldorf nahmen teil, der Austausch über Grenzen hinweg machte das Thema Migration als gemeinsame Herausforderung erlebbar.



Das Projekt „Samen von Lampedusa“ steht in der Tradition der Projekte „Siamo sulla stessa barca“ und „Per fare memoria“, mit denen die Schule seit Jahren zu einer Kultur des Willkommens beiträgt. Sie greift damit das Gebot der Nächstenliebe auf und übersetzt es in gelebtes Handeln. Durch Gespräche, Begegnungen und kreative Auseinandersetzung werden junge Menschen für globale Zusammenhänge sensibilisiert und ermutigt, Verantwortung zu übernehmen.



Der Projekttag „Reise und Grenzen – Entwicklungspotentiale jenseits der physischen und kulturellen Grenzen“ war mehr als eine schulische Veranstaltung. Er war ein Plädoyer für Menschlichkeit, ein Raum der Begegnung, und ein starkes Signal für ein solidarisches Europa. Die Schüler*innen sind sich einig: „Es hat uns verändert – und uns gezeigt, wie wichtig es ist, hinzusehen, zuzuhören und zu handeln.“ ▲

Workshop für DaZ-Lehrende zu Heterogenität in der Erwachsenenbildung

Am 10. Juli 2025 organisierte das ZMI zum dritten Mal einen Workshop für interessierte DaZ-Lehrkräfte und ehrenamtliche Sprachförderkräfte aus den Interkulturellen Zentren Kölns. Im Jahr 2024 hatte das ZMI in Zusammenarbeit mit den Interkulturellen Zentren bereits einen Workshop zum Thema Aussprachetraining erfolgreich durchgeführt. Mit dem diesjährigen Workshop wurde das Engagement des ZMI zur Unterstützung ehrenamtlicher und professioneller Lehrkräfte im Bereich Deutsch als Zweitsprache konsequent fortgesetzt.

Die Veranstaltung entstand in Kooperation mit dem Kommunalen Integrationszentrum Köln sowie dem Netzwerk Interkultureller Sozialer Service und widmete sich dem Thema Heterogenität in

der Erwachsenenbildung. Die Leitung des Workshops übernahm Anna Tix, die langjährige Erfahrung in der interkulturellen Bildungsarbeit mitbringt.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die Frage, wie Lehrkräfte mit der Vielschichtigkeit ihrer Lerngruppen konstruktiv umgehen können – etwa mit Blick auf Sprachstände, Lerngewohnheiten, Bildungshintergründe oder kulturelle Erfahrungen der Lernenden. Anna Tix betonte die Chancen, die in der Vielfalt liegen, und zeigte praxisnah auf, wie ein differenzierender, teilhabeorientierter Unterricht gestaltet werden kann.

Die Teilnehmenden reflektierten eigene Erfahrungen, diskutierten Herausforderungen aus dem Unterrichtsalltag und erarbeiteten gemeinsam Strategien zur

individuellen Förderung und methodischen Vielfalt. Besonders hervorgehoben wurden die Bedeutung einer vertrauensvollen Lernatmosphäre, die aktive Einbindung aller Lernenden sowie die Notwendigkeit, auf vorhandenen Ressourcen der Teilnehmenden aufzubauen.

Der Workshop bot vielfältige Impulse für die Praxis, darunter konkrete Methoden zur Differenzierung von Aufgabenstellungen und Materialien, zur Förderung von Interaktion innerhalb der Lerngruppe sowie zur Planung inklusiver Lernsituationen. Die Rückmeldungen der Teilnehmenden fielen durchweg positiv aus – über die theoretischen und praxisorientierten Impulse hinaus wurde insbesondere der kollegiale Austausch als bereichernd erlebt. ▲

Mehrsprachiger Vorlesespaziergang 2025

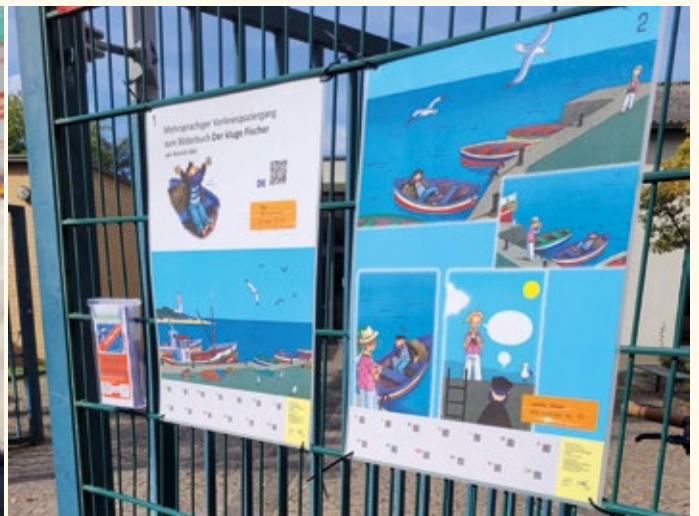
Die 16 Schulen der Primarstufe aus dem Verbund Kölner Europäischer Grundschulen verwandelten die Kölner Veedel im gesamten Stadtgebiet beim mehrsprachigen Vorlesespaziergang 2025 wieder in ein offenes Bilder- und Hörbuch. Zudem haben auch in diesem Jahr wieder viele Kindertagesstätten in den jeweiligen Veedeln teilgenommen. Neu dabei waren rund 10 Kölner Fröbel-Kitas. Familien, Freund*innen und interessierte Passant*innen waren beim mehrsprachigen Vorlesespaziergang vom 22.09.2025 - 10.10.2025 drei Wochen lang zum Zuhören eingeladen.

Dabei ging es darum, die Geschichte „Der kluge Fischer“ von Heinrich Böll an verschiedenen Stationen und auf mehreren Sprachen, unter anderem Arabisch, Italienisch, Türkisch und Kölsch, zu entdecken. In Schaufenstern lokaler Geschäfte und Restaurants hingen große Plakate mit Illustrationen und einem QR-Code. Wer dort vorbeiging und innehielt, konnte nicht nur Bilder auf den Plakaten betrachten, sondern mithilfe der QR-Codes die Geschichte von Heinrich Böll auch in dreizehn verschiedenen Sprachen hören! Für die Aufnahmen haben die Schüler*innen der beteiligten Grundschulen im Unterricht und zuhause fleißig geübt und die Texte des Buches dann in den unterschiedlichen Herkunftssprachen selbst eingesprochen.

Der mehrsprachige Vorlesespaziergang ist ein Projekt des ZMI in Kooperation mit dem Verbund Kölner Europäischer Grundschulen, das



alle zwei Jahre rund um den Europäischen Tag der Sprachen am 26. September stattfindet, um Mehrsprachigkeit sichtbar zu machen und gleichzeitig die Freude am (Vor-)Lesen zu fördern.



Bericht zum Fortbildungstag Deutsch 2025

Am 8. November 2025 fand der jährliche „Fortbildungstag Deutsch – Fremdsprache, Zweitsprache, Herkunftssprache“ erneut als reine Online-Veranstaltung statt. Die Tagung richtete sich – wie in den vergangenen Jahren – an Lehrkräfte aller Schulformen und -stufen, an Kursleitende in der Erwachsenenbildung sowie an weitere pädagogische Fach- und Lehrkräfte, die im Bereich Sprachbildung tätig sind. Auch 2025 bot der Fortbildungstag eine Plattform für fachlichen Austausch, neue Impulse und praxisorientierte Fortbildung rund um Mehrsprachigkeit, Spracherwerb und Deutschunterricht in verschiedenen Bildungskontexten.

Den Plenarvortrag hielt in diesem Jahr die Schulentwicklungsberaterin, ehemalige Schulleiterin und Autorin Kati Ahl. Unter dem Titel „Internationale Impulse für Wellbeing und Empathie als Voraussetzung für Diversitätskompetenz“ lag der Fokus des Vortrags auf der Bedeutung emotionaler Sicherheit und Zugehörigkeit als Grundlage erfolgreichen Lernens. Anhand internationaler Beispiele, insbesondere aus Kanada und Dänemark, zeigte Ahl auf, wie Empathieförderung, Wertschätzung von Vielfalt sowie psychologische Sicherheit systematisch in Unterrichtsentwicklung und Schulalltag integriert werden können.

Neben dem Hauptvortrag bildete ein vielfältiges Workshopprogramm einen weiteren Schwerpunkt der Veranstaltung. Insgesamt wurden 24 Workshops angeboten, die ein breites Themenspektrum für unterschiedliche Bildungsfelder abdeckten – von der Primarstufe bis zur Erwachsenenbildung. Inhaltliche Schwerpunkte lagen unter anderem auf:

- kreativen und performativen Unterrichtsmethoden
- Einsatz von Künstlicher Intelligenz im DaFZ-Unterricht
- Schreibförderung und kooperativen Schreibformaten
- Mehrsprachigkeit und Reflexion des monolingualen Habitus
- Phonetik, Interaktion und sprachsensiblen Lernumgebungen
- sprachfördernden Zugängen über Kunst, Bewegung, Musik und Experimente
- Diversitätskompetenz, Partizipation und adaptiven Lernsettings

Besonders präsent waren in diesem Jahr zwei Themenbereiche: Zum einen rückten Diversitätskompetenz, Wohlbefinden und empathiebasiertes Lernen stärker in den Mittelpunkt. Zum anderen wurde die Bedeutung KI-gestützter Unterrichts- und Förderkonzepte für den DaFZ-Bereich zunehmend sichtbar.

Der Fortbildungstag Deutsch knüpfte auch 2025 an bewährte Strukturen der vergangenen Jahre an und setzte zugleich neue inhaltliche Akzente. Er bestätigte erneut seine Rolle als wichtige Fachveranstaltung für Professionalisierung, Austausch und Weiterentwicklung im Kontext sprachlicher Bildung und Mehrsprachigkeitsdidaktik.



Die NSU-Monologe – Drei Aufführungen, die Köln bewegt haben

Im Herbst 2025 erlebte Köln eine Theaterreihe, die unter die Haut ging: „Die NSU-Monologe“ von Michael Ruf. Das dokumentarische Stück verleiht den Angehörigen der NSU-Opfer ihre Stimmen – unverstellt, berührend und voller Kraft. Es erzählt von ihrem Einsatz für Wahrheit, Gedenken und Gerechtigkeit und erinnert uns daran, wie wichtig es ist, hinzusehen und zuzuhören.

Der Auftakt am 28. September 2025 im Bürgerzentrum Ehrenfeld (BüzE) war bereits ein eindrucksvoller Start. Der Saal war gefüllt, die Stimmung konzentriert und gleichzeitig sehr bewegt. Viele Besucher*innen beschrieben den Abend als „schmerzhaft, aber notwendig“.

Es folgten zwei weitere Vorstellungen: Ein Termin fand am 28. Oktober im Stifternsaal des Walraff-Richartz-Museums für Mitarbeitende der

Stadt Köln, der Universität zu Köln und der Bezirksregierung Köln statt. Zusätzlich wurde eine Vorstellung speziell für Schüler*innen im Kulturbunker Köln-Mülheim angeboten, die besonders bei jungen Menschen intensive Gespräche und Nachfragen auslöste.

In den anschließenden Gesprächsrunden – u. a. mit Rechtsanwältin Seda Başıy und Anke Hoffstadt von NSU-Watch – entstanden produktive Diskussionen zu institutionellem Rassismus und Erinnerungskultur. Das Feedback zu allen drei Terminen war überwältigend positiv.

Finanziert von der Stadt Köln und getragen durch die enge Zusammenarbeit mit dem ZMI setzte die Reihe ein wichtiges Zeichen für ein gemeinsames, respektvolles Gedenken an die Opfer des NSU und hat Köln damit nachhaltig bewegt.

Seven Boys – ein Bild sagt mehr als tausend Worte

von Sati Arikpinar



Im letzten Jahr entstand in unserer Wohngruppe für männliche Jugendliche und junge Erwachsene mit Fluchterfahrung die Idee zum Fotoprojekt „Seven Boys“. Wir suchten ein Format, das den Jugendlichen Freude macht, etwas, das sie ernst nimmt und nicht überfordert. Schnell wurde klar, dass Fotografie genau das Richtige ist. Ein Foto kann etwas ausdrücken, was Worte manchmal nicht schaffen. Man sieht, fühlt, deutet, jeder Mensch auf seine eigene Weise – und doch entsteht etwas Gemeinsames: Sichtbarkeit.

Genau das wollten wir erreichen: Wir wollten, dass die Jugendlichen *sichtbar* werden, nicht als „Geflüchtete“, sondern als sie selbst, mit all ihren Stärken, ihren Stimmungen, ihrem Alltag.

Unser Projekt begann mit sieben Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren, die in unserer Wohngruppe in Köln-Kalk leben, die für viele von ihnen das erste richtige Zuhause in Deutschland ist. Das Projekt sollte zeigen, was sonst verborgen bleibt: ihre kleinen Welten, ihre Zimmer, ihre Sehnsüchte, ihre Müdigkeit, manchmal auch ihre Lustlosigkeit.

Beim gesamten Projekt unterstützte uns der Fotograf Tom Trambow. In ihm haben wir einen Projektpartner gefunden, der jungen Menschen mit großem Respekt, Geduld und echter Authentizität begegnete. Über Monate hat Tom die Jugendlichen begleitet: beim Wandern, am See, in Kunsträumen, in ihren Zimmern. Manchmal mit Kamera, manchmal ohne. Er hat mit ihnen gegessen, gescherzt, gewartet, beobachtet. So entstand eine Sammlung von Momenten, die nicht inszeniert waren, sondern gewachsen sind. An einen dieser besonderen Augenblicke erinnere ich mich gut. Bei einem Besuch in einer Kunstaussstellung in Köln-Ehrenfeld im Rahmen des Projektes standen wir zwischen kunstinteressierten Besucher*innen, zwischen jungen Leuten, Hipstern, Studierenden in der Hand. Die Jungen waren zuerst zurückhaltend, haben leise beobachtet, wie andere sich unterhielten oder lachten. Dann begann plötzlich Musik zu spielen und einer der Jugendlichen fing an zu tanzen. Für einen Moment erschien alles selbstverständlich und natürlich, so, wie es sein sollte.





Als wir zum ersten Mal mit den Jugendlichen über die zum Abschluss des Projektes geplante Ausstellung sprachen, wurden einige von ihnen nachdenklich und äußerten Unsicherheiten und Ängste. Einer sagte plötzlich, dass er sein Gesicht nicht zeigen wolle. Wir sprachen mit den Jugendlichen über ihre Unsicherheiten und es wurde deutlich, dass einige von ihnen Sorge hatten, erkannt zu werden. Sie hatten Angst, dass man sie als Geflüchtete identifiziert, sie beleidigt oder angreift. Einige fürchteten, dass ihr Aufenthaltsstatus gefährdet werden könnte.

Ich sprach mit Tom Trambow über die Bedenken der Jugendlichen. Er verstand das sofort, reagierte sehr sensibel und suchte nach Lösungen. Aus über tausend Fotos wurde eine Auswahl von Bildern getroffen, die keine Gesichter dieser Jugendlichen zeigen, sondern Blicke, Räume, Schatten und Gesten – und trotzdem erzählen sie so viel. Jede Person, die die Bilder betrachtet, kann darin etwas Eigenes entdecken und so etwas spüren, das bleibt.

Das Leitthema dieses Magazins „Sprachen und Sprechen zwischen Macht und Ohnmacht“ begleitet uns in der Arbeit in unseren Wohngruppen seit Jahren. Sprache kann verändern, sie kann verbinden, aber sie kann auch trennen. Viele der Jugendlichen, mit denen wir arbeiten, ringen mit Sprache zwischen Kursen, Formularen und Institutionen. Sie befinden sich stetig in einem Spannungsfeld zwischen dem, was gesagt werden darf, was gesagt werden soll und dem, was unaussprechlich bleibt. Ein Bild kann das ausdrücken, was ein Satz nicht schafft. Eine Geste kann manchmal mehr erzählen als eine ganze Seite Text. In der Zeit, in der wir an dem Fotoprojekt arbeiteten, erhielten wir einen Brief vom BAMF – dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Einer der Jugendlichen, der bei uns angekommen war, sollte nach Griechenland abgeschoben werden. Er hatte dort Asyl beantragt, bevor er nach Deutschland gekommen war. In Deutschland fühlte er sich zum ersten Mal zuhause, er war hier zur Ruhe gekommen und hatte Freunde gefunden – und nun sollte er gehen. Von einem Tag auf den anderen. Plötzlich war alles still. Wir alle spürten Ohnmacht. Niemand sprach. Diese Sprachlosigkeit, diese Starre, ein solcher Moment, in dem man nichts sagen kann, genau das ist es, was mit Bildern besser festgehalten werden kann als mit Worten.

Geflüchtete Menschen werden in den Medien und in politischen Reden immer wieder instrumentalisiert. Es wird über sie gesprochen, als seien sie eine einheitliche Gruppe, eine Gefahr oder ein Problem. Auch damals in den 60er, 70er, 80er und 90er Jahren, als über „Gastarbeiter“, „Ausländer“, „Migranten“ und „Immigranten“ gesprochen wurde, zeigte sich das. Die Begriffe haben sich verändert, die Etiketten gewechselt,



wie bei neuen Handyverträgen: Mal heißt es mit Flat, mal ohne Limit, mal begrenzt. Doch der Inhalt bleibt derselbe. Hinter all den Worten stecken Haltungen, die sich kaum geändert haben und in denen immer noch Rassismus mitschwingt.

Die Jugendlichen – nicht nur in unserer Wohngruppe – hören, was über sie gesagt wird. Sie spüren die Blicke, die Unsicherheiten in den Gesichtern, besonders dann, wenn sie ohnehin schon um ihren Aufenthaltsstatus kämpfen müssen. Und trotzdem stehen sie morgens auf. Sie gehen zur Schule, sie lernen, lachen, träumen, machen weiter. Mit ihren fünfzehn, sechzehn Jahren versuchen sie, hier ihren Platz zu finden.

Die Ausstellung „Seven Boys“ ist kein Dokument über Flucht, sondern eine Einladung, hinzusehen. Sie ist eine Einladung, zu erkennen, dass hinter jedem Aktenzeichen ein Mensch, hinter jedem Formular eine Geschichte steht. Manche haben sich mit elf Jahren allein auf den Weg gemacht. Diese Jugendlichen sind mutig, neugierig, humorvoll. Sie lachen und streiten, sie träumen und langweilen sich, sie lieben Musik und Fußball und Cricket. Sie sind Teil dieser Stadt, Teil von Köln, Teil unserer gemeinsamen Gegenwart.

Vielleicht kommt eines Tages die Zeit, an dem alle diese Jungen ihre Gesichter zeigen können, ohne Angst, ohne Unsicherheit. Vielleicht kommt die Zeit, in der man sie lachend sieht, in ihren Porträts, mit ihren Sehnsüchten und ihren träumenden Augen. Ich wünsche mir, dass es so weit kommt. Dass ihre Gesichter, die so viel gesehen, gehofft, getragen und überlebt haben, nicht verborgen bleiben müssen, sondern gesehen werden dürfen. Einfach als das, was sie sind: schön, lebendig, da. ▲

Zur Ausstellung „Seven Boys Every Day“:

Die Fotoausstellung zeigte im Zeitraum vom 14. November – 31. Dezember 2025 im Ausländeramt Köln die Lebenswelten von sieben Jugendlichen mit Fluchtgeschichte und legte den Fokus auf deren Alltag, Perspektiven und Selbstwahrnehmung, jenseits von Klischees. Link: <https://www.interkultur-ev.net/allgemein/vernissage-der-fotoausstellung-7-boys-every-day/4160/>

Die Ausstellung kann ausgeliehen werden.

Kontakt

Sati Arikpınar, Diplom Sozialpädagogin, Wohngruppenleitung bei Interkultur e. V. in Köln und Mitglied im Ausschuss für Chancengerechtigkeit und Integration der Stadt Köln.



zmi

zmi-koeln.de



**MEHRSPRACHIGKEIT UND
INTEGRATION IN KÖLN**